

ARUNDA

Südtirol

Eine Elegie
Von K. Sottriffer



Kristian Sotriffer: SÜDTIROL – eine Elegie

Kristian Sotriffer

Südtirol

Eine
Elegie

Arunda

Lizenzausgabe der Südtiroler Kulturzeitschrift „Arunda“.
S. i. a. p. Gr. IV — 70% — Reg. Trib. Bozen Nr. 7/76 R. St.
vom 10. 3. 1976

Copyright © 1979 by Edition Tusch, Buch- und Kunstverlag
Ges.m.b.H., Wien.
Druck: Tusch-Druck, Wien. Alle Rechte vorbehalten.
Printed in Austria.

Annäherung

Es gibt ein Land zwischen Nord und Süd, zwischen Bergen und Ebene, Gletschern und Weinbergen, Zirben und Feigenbäumen, das von der Natur dazu auserwählt schien, in sich zu sammeln und zu vereinen, was sonst nur schwer zu einem Miteinander findet. Das gilt auch für die Menschen, die in ihm leben, Typen, die ihrer Statur und ihrem Auftreten nach an den Norden, andere, die an den Süden, und wieder andere, die an etwas Uraltes, Sagenhaftes, Legendäres erinnern und die das Herbe, Winkelige des Nordens mit dem Warmen und Weichen des Südens verbinden. Sie waren immer schon da, und sie entsprechen den alten Geschichten.

Aber auch in solchen von der Natur ausgezeichneten Gegenden finden die Gegensätze nicht immer zur reinen Harmonie zusammen. Es wäre ja sonst das Paradies auf Erden, von dem nur jene träumen können, die einen Zwang in sich verspüren, auch jene mit ihren Vorstellungen zu beglücken, die sich's anders eingerichtet haben und die irdischen Heilsverkündungen eher gelassen gegenüberstehen. Seit jeher sind solche Grenzlandschaften auch Durchzugsgebiete und solche, auf die einmal jene aus dem Norden, dann wieder die aus dem Süden ein Auge werfen konnten, wenn es nicht gar solche von Sonnenaufgang oder von Sonnenuntergang waren. Sie alle hinterließen nun ihrerseits ihre Spuren, und so handelt es sich in solch einem Land nicht nur um eine geographische, sondern auch um eine sogenannte „völkische“ Verflechtung, ein Amalgam, von dem die jeweiligen Nachbarn nach Belieben glaubten behaupten zu können, es sei von ihrer Natur geprägt und die jeweils andere, ebenfalls vorhandene, sei bloß eine aufoktroierte.

Wenn das die Leute dann nicht so recht glauben und auf ihre Eigenart, ihre Besonderheit pochen wollten, wurde ihnen mit mehr oder weniger Nachdruck beigebracht, an wem und an was sie sich zu orientieren hätten. Aus einer schönen Vorgegebenheit wurde so eine weniger schöne politische Prämisse, die bereits mit den Römern und der Slawenmission der Baiern eine Konstante zu werden begann und sich in Varianten fortsetzte bis heute. Freilich nie so brutal wie in diesem brutalen Jahrhundert (das man als solches vielleicht nur der vielen humanitären Zielsetzungen seit der Aufklärung wegen so empfindet), in dem man erstmals ganze Völkerschaften nach dem Gutdünken Mächtiger von dort nach da verschob und aus ihren angestammten Gebieten relegierte, während die Umwälzungen zur Zeit der sogenannten Völkerwanderung ja noch vergleichsweise natürlichen Gesetzen folgende gewesen waren.

Natürliche Gesetze aber haben mit dem zunehmenden „Fortschritt“ der Menschheit schon lange aufgehört, die wirkenden oder vorherrschenden zu sein. Haß und Rachegefühle haben die Vernunft schon immer zu übertölpeln gewußt. Weshalb in diesem Land mehrmals der Unfriede ausbrach, ein zunächst von außen kommender, dann auch ein innerer, die einst bewahrte Homogenität aufsplittender. Von diesem Land und dem, was es einst bestimmt hat (oder in Teilen immer noch bestimmt) und dem, was in ihm heute vorgeht, ist in diesem Buch die Rede. Es heißt seit dem ersten großen Krieg dieses Jahrhunderts Südtirol. Zuvor war es die Urzelle eines größeren Tirol gewesen.

„Mein Südtirol“. Es ist nicht von der Art eines Luis Trenker, denn ein „Herzensbekenntnis zu Land und Leuten“ geht nur dem so leicht über die Lippen, der ohnedies nicht befürchten muß, daß es von seinen Inhalten her vielleicht überprüft werden könnte. Gewiß ist „mein Südtirol“ aber in vielen Bereichen identisch mit dem seinen und jener, an die er sich wenden mag. Vieles, was das Land auszeichnet, ist unverrückbar, weil man zwar Seilbahnen bauen, vorläufig aber noch keine Autostraßen auf Dolomitenberge führen kann, die man auf andere Weise zu verkaufen versteht. Was man aber veräußert hat, das besitzt man nicht mehr, man ist dann Gast im eigenen Haus, und Südtirol scheint längst jenen zu gehören, denen es ein wenig zu freigiebig zum Zweck radikaler Besitznahme angeboten wurde und die den Einheimischen längst klar gemacht haben, wie sie, bevor sie ohnedies nichts mehr zu sagen haben, den höchsten Profit aus einem einmaligen Paradies heraus schlagen können. Daß dieses Dorado eines Tages keines mehr sein kann — selbst für die nicht, die es mit vermeintlichen Paradiesen halten, die der Hölle so verzweifelt dicht benachbart liegen, daß man den Unterschied kaum noch bemerkt —, scheint den meisten jedoch verborgen zu bleiben.

Mit diesem mehr als Dokumentation denn als Bildband (ohne jene Klischees, von denen meist verstellt wird, wovon die Seele dieses Landes bestimmt erscheint) zu verstehenden Annäherungsversuch an einen Kern ist auch eine persönliche Einsicht verbunden. Sie ist das Resultat von Reisen und Studien, die zu monographieartigen Darstellungen über Istrien, Slowenien und das Friaul geführt hatten. Diese Zeugen einer Begegnung mit unseren Verwandten im Südosten entstanden nicht zuletzt auf Grund der Tatsache einer Affinität dieser Kulturlandschaften zu Südtirol, die vermutlich nur einer bemerken konnte, der selbst aus diesem Land stammt und in ihm sehr entscheidende Eindrücke empfangen konnte. Was er im Inneren Istriens (wo Freskenmaler aus Südtirol tätig waren), in Slowenien (mit seinen langen Beziehungen zum Bistum Brixen) und im Friaul (dessen Verwandtschaft vor allem mit den Dolomitenladinern schon von der Sprache her evident ist) an Gemeinsamkeiten vorfand, von denen die kulturelle Substanz

dieses Gesamtbereiches zwischen der Adria und den Alpen betroffen wird, schien ihm alles andere als Zufall zu sein.

Es muß vor Zeiten heute kaum noch rekonstruierbare Zusammenhänge unter diesen ursprünglich keltisch-illyrischen, romanisierten, slawisierten und germanisierten Bereichen gegeben haben, und noch heute zeigen sie sich als Mischformen im Bereich des Hausbaus, der Art, den Boden zu nutzen, im Brauchtum und ganz allgemein in der Mentalität der Menschen, sofern sie sich nicht durch zu starke äußere Einflüsse verändert, und das heißt fast immer nivelliert hat. Wenn die eigentlichen Ursachen für die Erkundung dieses Raumes also zunächst solche der Erinnerung waren, so dreht sich dieses Verhältnis nun um: Eine verschärfte Wahrnehmungsmöglichkeit öffnet den Blick für Ordnungen und Strukturen in einem Land, das aus begreiflichen Gründen die Erhaltung seiner Eigenart in einer Orientierung gegenüber jenen suchte, deren Sprache auch dort gesprochen wird und sich selbst in den rätischen Rückzugsgebieten ausgebreitet hat (in gewissen Bereichen ein relativ junger Prozeß). Wie sich aber mediterrane und auch slawische Momente den dominierend germanischen-bayrischen Einflüssen beigemischt haben (wofür es oft kaum wahrnehmbare Indizien gibt) — dies nicht nur theoretisch sondern auch praktisch zu erkennen, ist dem möglich, der sich für eine derartige Betrachtungsweise überhaupt öffnen und entsprechende Hinweise aufnehmen möchte.

Da sich nun in den letzten Jahrzehnten — vor allem in Südtirol — so viel verändert und überlagert hat, weil dem echten und dem vermeintlichen wirtschaftlichen Fortschritt bereits mehr als genug geopfert wurde, ist die heute heranwachsende Generation vermutlich die letzte, die überhaupt wenigstens rudimentär noch erleben kann, was an manchen Orten über eine Tradition verfügt, die Jahrhunderte hindurch nicht gebrochen werden konnte und erst heute Gefahr läuft, selbst von Gutwilligen ausgelaugt zu werden.

- 1 *Die Landschaft im Dreieck zwischen der Stadt Bruneck, dem Kronplatz und St. Lorenzen mit den dazwischen eingebetteten Weilern vermittelt noch heute das weitgehend ungestörte (wenngleich von einer geplanten Umfahung Brunecks bedrohte) klassische Pustertaler Stimmungsbild. Es handelt sich um ein uraltes Siedlungsgebiet an der Grenze zum ladinischen Bereich, der mit dem dort mündenden Gadertal beginnt. In der Mitte des Bildes die Ruinen der Michelsburg auf einem Felsbühl bei Moos, einst Sitz des von den Grafen Görz-Tirol verwalteten Landgerichts im Pustertal und wie das nahegelegene Sonnenburg bereits prähistorisch besiedelt.*
- 2 *Die Aufnahme ist neu (1978) und zeigt die Augustmahd auf dem Grödner Joch, wo noch jenes würzige Almgras wächst, dem man des Geländes wegen mit Maschinen nicht beikommen kann. Dort durchschreiten Bauer und Sohn die meist sehr steilen Hänge gemächlich mit der Sense, während rundum Autokolonnen über das Joch ziehen und sich gegenüber die Bergsteiger anstellen, um auf das Sellaplateau zu gelangen.*
- 3 *Eschen, Kirschbäume, Haselbüsche, Lärchen, Fichten und Birken beleben die Wiesenränder oberhalb von Barbian in der parkähnlichen Landschaft um Briol über dem Eisacktal. Ihr gepflegtes Bild verdankt diese Landschaft jenen, die dort noch die Wiesen mähen, dafür allerdings schon eigens bezahlt werden müssen. Im Hintergrund das Schlernmassiv.*
- 4 *St. Katharina im (Lajener) Ried, auf halbem Weg zwischen Waidbruck im Eisacktal und der gletschergeschliffenen Terrasse von Lajens sowie oberhalb des Grödner Bachs, bildet das Beispiel für die in eine klassische Südtiroler Mittelgebirgslandschaft eingebettete Kirche. Sie wurde um 1343 geweiht und bildet den Mittelpunkt eines von alten Höfen, Kastanienbainen und letzten Weinbergen bestimmten Bereichs, bekannt vor allem deswegen, weil man dort den Geburtsort Waltber von der Vogelweides vermutet hat. Im Hintergrund links die Trostburg (siehe Abb. 12). Hier mündet der alte Pflasterweg, der Tròy Payán (Heidenweg) der Grödner (siehe Abb. 72).*
- 5 *Der Ansitz „Zimmerleben“ bildet in seiner Verbindung zwischen Herrschaftssitz und Bauernanwesen (als solches heute auch geführt) eines der schönsten Beispiele für einen der charakteristischen Edelsitze des Südtiroler Mittelgebirges. Überragt von den Wänden des Schlern liegt dieses nicht ungefährdete (von unkontrollierten Um- und Zubauten bedrohte) klassische Areal inmitten einer sich reich auffächernden Landschaft, die sich über den Völser Weiler und St. Konstantin bis zu den Abfällen der Seiser Alm hinzieht und die ihren Charme trotz neuer Zufahrtsstraßen und dem damit verbundenen Rummel immer noch bewahrt hat. 1336 wird dieser Ansitz als brixnerisches Leben erwähnt, später wurde er von den Herren von Khuepach ausgebaut.*
- 6 *Dreikirchen über Barbian an der Stelle einer vorgeschichtlichen Kultstätte bildet das seltene Zusammenspiel dreier, den Heiligen Nikolaus, Gertraud und Magdalena geweihten Landkirchen. Die einen Komplex über einem alten Badgasthaus bildende Gruppe wird durch hölzerne Dachreiter charakterisiert. Die Entstehungszeit ist ungewiß: 1237 wird St. Gertraud erwähnt, St. Nikolaus im 14. Jahrhundert umgebaut und St. Magdalena, die größte der drei Kirchen, erstmals 1422 genannt.*
- 7 *Sechs frühgeschichtliche Siedlungsstätten wurden auf dem Sonnenberg von Kortsch nachgewiesen, den hier die Georgenschlucht zwischen dem Schatzknott und den Weinbergterrassen durchbricht. Von diesen extremen Lagen bezog das Kloster Ottoheuren einst seinen Wein.*
- 8 *Im Umkreis des Kalterer Sees wird das Landschaftsbild von Burgen und Burgruinen, Wallburgen auf Büheln und uralten Weinhöfen wie dem schloßchenartigen „Kreith“ bestimmt. Zwischen Sigmundskron und Tramin haben sich — eingeklemmt zwischen der Autobahn im Etschtal und der Weinstraße zwischen Eppan und Margreid — die alten Strukturen des Überetsch noch weitgehend erhalten. Sie werden in erster Linie durch eine einzigartige Mischform der Bauweise sowohl von Häusern und Ansitzen wie Ortsgliederungen charakterisiert (siehe Seite 113).*



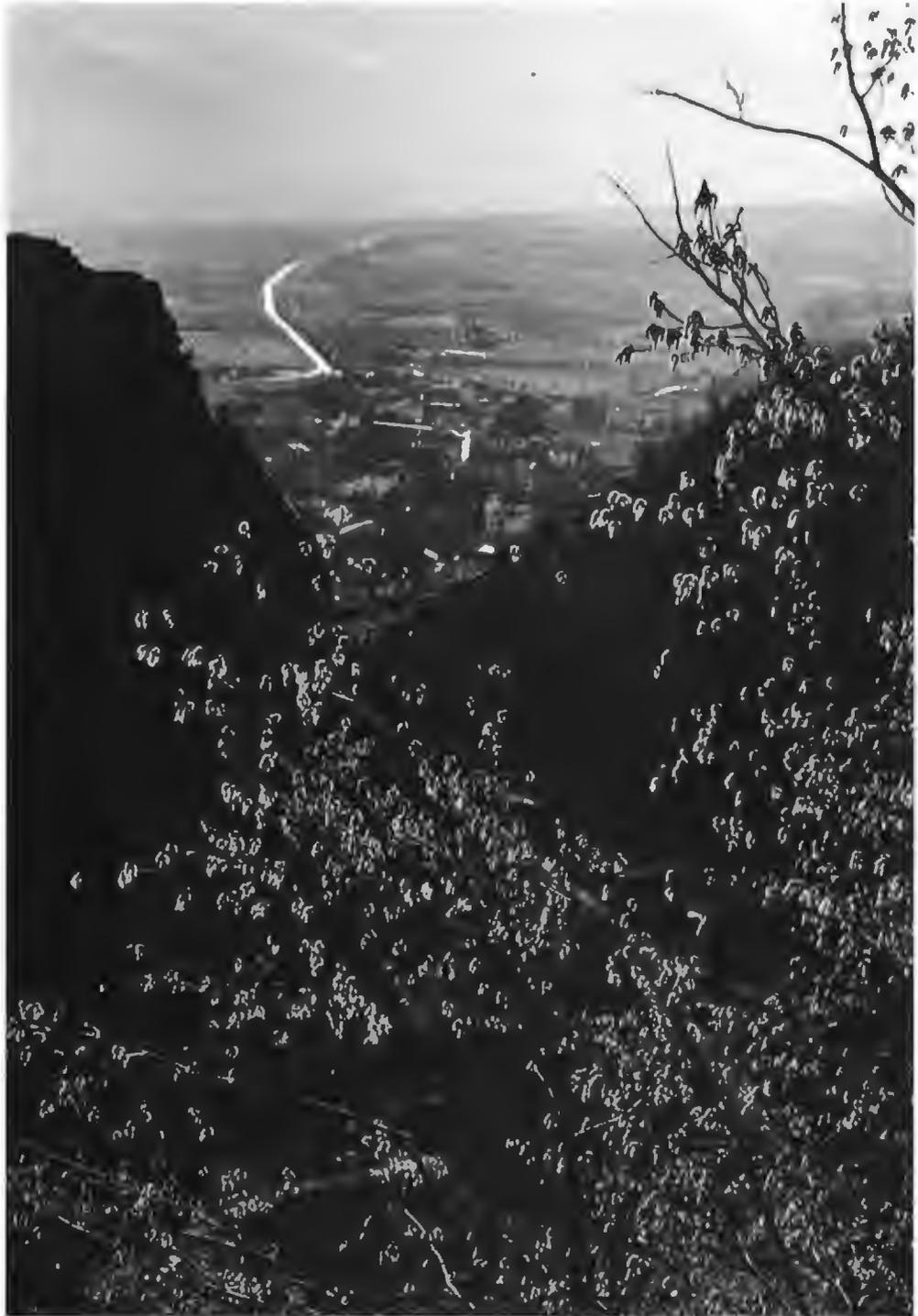












6 DREIKIRCHEN
7 BEI KORTSCH



Grundmelodie

Die Grundmelodie dieses Buches entsteht aus der Mischung zweier Tonarten. Die eine wird von den Bildern bestimmt, die ein — immerhin noch anzutreffendes und daher nicht vorgetäushtes — intaktes Bild der Südtiroler Kulturlandschaft vorstellen. Es ist das, worüber sich in vielen Teilen ein sehr zerstörerisch-häßliches gelegt hat. Es wurde deswegen ausgeklammert, weil gezeigt werden soll, was an existenten Substraten, Nährböden für eine mehr als nur gefährdete Kultur auf dem Spiel steht.

Die zweite Tonart ist eine kritisch-analytische, die freilich nur ansatzweise aufzuzeigen versuchen kann, wo Fehlentwicklungen, Fehleinschätzungen, Fehlmeinungen zu welchen Resultaten geführt haben oder führen können. Diese bestimmte Motive immer wieder neu aufnehmende, wiederholende Begleitmelodie konzentriert sich auf die Tatsache, daß nichts entstehen, daß sich nichts entwickeln, sich nichts ordnen, einfügen, sinnvoll verändern, daß nichts gutes Neues entstehen kann, das seinen Grund nicht dort findet, wo andere ihn getreten und zu festem Boden haben werden lassen. Was wir heute mit dem Präfix „Kultur“ versehen als „Barbarei“ und „Schande“, als irreparabel erscheinende Schäden beklagen, wird sich umso mehr ausbreiten, je weniger die Substanzen verstanden, respektiert und geistig genutzt werden, aus denen heraus ein Volk, ein Land lebt und in die seine Geschichte eingebettet liegt, durch die sich auch seine Landschaft — als geformtes, organisiertes Zusammenspiel zwischen Natur und dem (notwendigen) Eingriff in sie — auszeichnet.

Um sie und ihr Verständnis als einer „Architektur“, die mit jener korrespondiert, die von Menschen errichtet wurde, muß es zu allererst gehen. Diese Konzentration auf das Bedrohte, zum Teil bereits Preisgegebene verbietet den Stil des üblichen „Du schönes Südtirol“-Kompilats. In verschiedenen Text- und Bildabschnitten soll etwas von der inneren Kraft dessen vermittelt werden, dem dieses Land seine Besonderheit inmitten anderer europäischer Kulturlandschaften verdankt. Diese Besonderheit ist das Resultat mehr oder weniger günstiger äußerer Voraussetzungen, die der in diesem Land lebende und arbeitende Mensch in Jahrhunderten zu nützen und zu bereichern verstand. Aus dieser Bereicherung entstanden jene kennzeichnenden Merkmale, die mehr und mehr verloren gehen, und zwar nicht nur die Bauarten als Ausdruck einer Lebensform, sondern die Landschaft selbst und schließlich die Menschen, deren Selbstverständnis sich

auf bedrohliche Weise ändert und bereits verändert hat. Ihr Charakter wird von äußeren Erscheinungen mitbestimmt. Wer nicht mehr sehen, nicht mehr schmecken, nicht mehr riechen, sondern nur noch Ziffern lesen kann, wird nicht mehr dazu imstande sein, das gewachsene Alte zugunsten des werdenden Neuen zu schonen, zu ehren. Ein solcher Mensch kann genauso gut in Frankfurt oder Mailand leben und hat dann auch jenen nichts mehr zu sagen, die ihn, aus den Ballungszentren flüchtend, um temporäre Aufnahme bitten und dafür ja gut bezahlen müssen. Der Bauer, der seiner Kuh viel Milch abverlangt, kann sie aber nicht mit möglichst wenig und möglichst billigem Futter versorgen. Oder einer Art Futterersatz — so wie man den Gästen des Landes Surrogate anstelle dessen vorsetzt, was man nach wie vor aus sich selbst heraus gewinnen könnte.

Als ein von den Tälern bis über die Waldgrenzen hinauf reichender gepflegter Garten, der einen besonders reich facettierten Organismus darstellt, wird Südtirol von diesem Land ungemäßen Erscheinungen weit eher bedroht als von all dem, wovon man seine Eigenart und seine Identität bisher gefährdet glaubte. Nur wenige kämpfen dort gegen die damit verbundenen Zerfallserscheinungen an, und wer es dennoch tut, gilt womöglich als „unmodern“. Es ist das ewige Mißverständnis zwischen „alt“ und „neu“, das sich nun besonders prekär auszuwirken beginnt, weil an die Stelle des verlorengehenden Alten nichts auch nur annähernd Gleichwertiges gesetzt werden kann und alles Zerstörte unwiederbringlich verloren ist. Das Neue ist ebensowenig um seiner selbst willen wertvoll wie das Alte, wenn es funktionslos oder gar funktionshemmend in geistiger Hinsicht geworden ist (und bezeichnenderweise hält man sich in Südtirol gern an tatsächlich Überholtes, was etwa das geschichtliche Bewußtsein angeht). In jedem Fall aber handelt es sich darum, Lebendiges nicht zum Absterben zu bringen und Mißgeburten nicht künstlich aufzuziehen. Vieles Alte lebt, vieles Neue ist schon tot, wenn es gedacht wird. Die Schwierigkeit besteht darin, daß sich Schäden häufig nicht sofort, sondern erst nach einer gewissen Weile zeigen und als solche erkennen lassen.

Mittlerweile aber ist es so, daß man nicht mehr eigens auf sie hinweisen muß, weil sie jedermann offenbar werden, der nicht mit Scheuklappen durch die Täler Südtirols fährt, die Wege durchs Mittelgebirge benutzt oder Almen überquert. Man erfährt dort praktisch, was unter einer sogenannten „Kulturveränderung“ verstanden wird: Das Abtragen von Hügeln, das Verlegen von pistenartigen Asphaltwegen, die Planierung von Almböden — die Umwandlung von Natur nicht in eine Kultur-, sondern in eine Nutzlandschaft.

Identität

Wozu ich mich zähle, damit identifiziere ich mich; womit ich mich identifiziere, das gehört zu mir; finde ich es nicht, erleide ich einen Mangel. Lasse ich mir eine andere als die mir gemäße Identität aufschwätzen, leide ich unter dem Mißverhältnis zwischen ihr und mir. Nimmt man mir eine gefundene Identität, verliere ich einen wesentlichen Teil meiner Persönlichkeit. In Südtirol ist der häufigste Fall der, daß man sich ein Identitätsbewußtsein aufoktroyieren ließ und daß es deswegen so viele falsche Identitätsbezeugungen gibt. Zu einer „Identitätskrise“ ist es bislang dennoch nicht gekommen, weil man sie stets zu überdecken gelernt hat.

Zur Südtiroler Identität zählen Begriffe wie Heimat, Treue, Glaube etc. ganz wie in alten Zeiten. Nur daß diese Schlagworte — ohne daß es dort bisher allzuvielen bemerkt hätten — auch in Südtirol schon so ausgehöhlt sind wie anderswo. Weshalb es zur Diskrepanz zwischen dem, was da vorgespielt wird und dem, was wirklich geschieht, kommen mußte. Diese Diskrepanz wird sichtbar am Unterschied zwischen dem Sonntagsheimatgefühl, das aus Worten besteht, und den Werktagstaten, um die man ungern viel Worte macht.

Vor Jahren schon hat ein Tiroler, der über den Tirolismus schrieb und damit einen spezifisch tirolerischen ideologischen Überbau meinte, der es bis heute verhindert, von Realitäten anstatt von Schemen zu sprechen — vor Jahren also (Südtiroler Studenten hatten sich damals in einer Zeitschrift namens „Die Brücke“ ein Sprachrohr zu schaffen versucht), suchte Josef Schmid die Ursachen einer verzogenen, schiefen Selbstfindung zu erforschen. Er schrieb: „Daß sich dieses tapfere kleine Volk an die Wand der Option stellen ließ, ist nur vor (dem . . .) Hintergrund der jahrhundertealten Unterdrückung (durch die Herrschenden im Verband mit der Kirche) zu verstehen. Selbst durch Jahrhunderte einer repressiven Herrschaft subsumiert (bis nach Bozen hat sich ein derartiges Vokabular damals durchfiltern können), versteht sich seine Ideologie-Herrschaft angesichts des Nationalsozialismus. Das bislang manipulierte Bewußtsein läßt sich auch die Selbstaufgabe der Heimat einreden.

Diese Überwältigung erstickte das Zu-sich-selbst-Kommen Tirols und bereitete die unkritische Restauration des Tirolismus, angereichert mit faschistischem Gedankengut deutscher Prägung, vor.“

Seit man sich mit einem nie näher definierten Deutschtum zu identifizieren begann (und

Österreich dabei stets überspringt), war auch die Auseinandersetzung zwischen den nationalen Polen nicht in wünschenswerter Weise zu entkrampfen. Im „Tagblatt der Südtiroler“, den „Dolomiten“ (einer Fundgrube in jeder Hinsicht für den, der die dieses Land plagenden Schizophrenien zu untersuchen gewillt ist), konnte man 1978 im Leserbrief eines Geistlichen, der dazu aufforderte, Südtirol möge „sich wieder aufrichten von Kriecherei und Anbetung alles Fremden“, folgenden Satz lesen:

„Vielleicht wird der Sieger, gleich von welcher Seite, eines nicht mehr vorfinden: den Südtiroler, oder statt ihm einen demütigen, den Germanen aus dem Norden . . . untergebenen Diener.“

Mit dem „Sieger“ meint er jenen, der den sogenannten „Volkskampf“ bestehen würde. Vom „Todesmarsch“ der Südtiroler spricht man heute nicht mehr so häufig, aber während man stets gebannt gegen Süden und von dort her die Gefahr der Unterwanderung und „Ausrottung des Volkscharakters“ kommen sah, unterlag man unversehens den nicht erkannten Infiltrationen aus dem Norden.

Südtirol ist so viel und so wenig „deutsch“ wie Österreich. Nirgends läßt sich das so leicht feststellen wie gerade dann, wenn der Mann aus Wuppertal und die kesse Dame aus Neheim-Hüsten mit jenen zusammentreffen, die ihre Eigenart (keine „folkloristische“, keine gespielte) noch in einer Form bewahrt haben, die an jenen Bilderbuchtiroler erinnert, den man immer noch so gern haben möchte, wenigstens annähernd und in einer menschlichen Form.

Seit 1919 kämpfte man in Südtirol einen Kampf um „Arterhaltung“, sucht man den eigenen Charakter, ein ethnisches Profil zu bewahren. Viele falsch angewandte Mittel erklären sich aus den schwierigen historisch-politischen Umständen, andere aus der Engstirnigkeit der jeweils Führenden.

Worauf aber stützen sich alle diese Bemühungen um die Erhaltung des Tirolertums? Auf die lebendige, lebendig erhaltene Substanz. Was jedoch macht man aus ihr? Man gibt sie in zunehmendem Maß auf, um dann ein Wehgeschrei darüber anzustimmen, daß sie auch im Verhalten des einzelnen Bürgers, seinen Umgangsformen, seiner Sprache, seinem Verhältnis gegenüber der ihn umgebenden Natur nicht mehr zum Ausdruck kommt.

An dieser Substanz, die von der bäuerlich-dörflichen Kultur (und nicht von einer importierten Lederhosenen) getragen und nach außen hin durch Musikkapellen, Schützen und religiöse Traditionen nur mangelhaft und verborgen demonstriert wird, nagen nicht nur der Fremdenverkehr, das Fernsehen, die Abwanderung in die weitgehend von zugewanderten Italienern geprägte Stadt. Und weil man in ihr übrigens dem alten kein neues städtisches Kulturbewußtsein folgen lassen konnte, findet man auch dort eine Pseudoidentität in den pervertierten Formen ländlicher, in urbanen Bereichen aber atavistisch wirkender Lebenshaltung.

Was in zwei Talandschaften erfahren werden kann

Wo immer du hintrittst in diesem Land, von den Tälern bis hinauf in Gebiete, die längst verlassen worden sind, die vor Zeiten aber belebt waren, nicht nur von Sagengestalten, sondern von wirklichen Menschen; wo immer du gehst, fallen dir die Zeichen jener auf, die dort vor dir gegangen sind, spürst du ihre Anwesenheit. Das Einzigartige in diesem Land zwischen Reben und Felsmauern, Mandelbäumen und Gletschern, Edelkastanien und Zirben, Feigenbäumen und Lärchen ist die dichte Konzentration des aus alten Zeiten überkommenen Lebendigen, das auch den Kult um Stein, Feuer und Wasser, Baum und Tier einbezieht, dessen Zeichen du überall wahrnehmen kannst und das dich, wo immer du einen Feldweg betrittst, eine von Steinmauern umgebene Wiese überquerst, einen alten Weg hinaufgehst, an jene erinnern muß, die dort vor dir gegangen sind, an ihre Vorstellungen und Geschichten, die sich gerade und ausschließlich an jenem Ort verdichteten, an dem du dich soeben aufhältst, von woher und aus welchen Gründen immer hierhergekommen, jedenfalls aus Bereichen, die anders sind und die vielen Schichtungen nicht kennen, die sich unsichtbar, aber auch sichtbar übereinandergelegt und Substanz angereichert haben, die weitergegeben wird. Du erlebst diese Verdichtungen sichtbar an der Kultivierung des Terrains, das landwirtschaftlich genutzt wird, du erlebst sie auf den alten Plattenwegen, die durch den Wald auf die Almen führen, du erlebst den vielfältigen Gebrauch des Waldes nicht nur als Holzbringer, eben das, was ihn so „gepflegt“ erscheinen läßt wie alles übrige. Diesem Erlebnis verdankst du zunächst ein Empfinden, das dich einbindet in das, was war; es läßt dich ein Kontinuum erkennen, das anhält, das nur dort abreißt, wo jene, die nicht mehr hören, riechen, schmecken und sehen können, die Oberhand gewonnen haben. Jene, die das eingeübte alte Nutzungsdenken gegen ein Ausbeutersystem eingetauscht haben, das nur den Vorteil auf Zeit, nicht aber für eine Dauer im Sinn hat. Sie schlagen Narben, die sich dort, wo sich alles in Jahrtausenden aufeinander eingespielt hat, wo das Naturgegebene und der regulierende, formende menschliche Eingriff nahezu bruchlos ineinander übergegangen sind, besonders schwerwiegend auswirken. Sie lassen sich nun auch dort antreffen, wo keine Autobahnen, Industrieanlagen und Verhüttelungen ein intaktes Gefüge aufgebrochen haben. Auf Wegen, die hoch hinausführen und die nicht mehr so behutsam angelegt werden wie jene, die das Land zuvor aufgeschlüsselt hatten.

Aber natürlich gibt es das alles noch in reicher Fülle, was den Segen oder die eigentliche Anziehungskraft dieses Landes bestimmt. Vor allem in jenen Tälern und ihren Verzweigungen, aus deren Charakter wieder eine neue Vielfalt spricht. Zum Beispiel im Pustertal und im Vinschgau, zwei Landschaften, die in diesem Band auch von den gezeigten Bildern her dominieren, weil sie bei aller Verwandtschaft auch von sehr gegensätzlicher Natur erscheinen, und dies sowohl von ihrer jeweiligen Geschichte wie von ihrer geologischen und klimatischen Struktur her. Sie ließe sich durch noch so gewaltsame Eingriffe im Großen nicht verändern, wohl aber im Kleinen, dort, wo man hintreten und ein Ganzes aus dem Detail erfahren kann. Man muß daher das Kleine schützen, um nicht das Große der Gefahr einer Verwandlung ins Geschichtslose und des Nirgendwo zu unterwerfen.

Im Pustertal regiert der Wald; in ihm liegen Dörfer, Weiler und Höfe bis in hohe Regionen eingebettet. Die Linien sind weich und sanft, und wer höher steigt, kann über ihnen eine gegensätzliche Natur heraufsteigen sehen, eine die Phantasie beflügelnde, über dem dunklen Grün bizarr aufsteigende, unregelmäßig gegliederte Krone von Zacken und Blöcken und Türmen, fern und doch nah, die andere Welt der „bleichen Berge“. Im Pustertal ist alles einer gewissen gleichmäßigen Einheit unterworfen, ein bäuerliches, ein (verglichen mit dem Vinschgau) relativ spät besiedeltes und urbar gemachtes, vor der bajuwarischen Besiedlung und durch das Drautal herauf logischerweise auch später noch von slawischen, weniger von rätisch-romanischen Einflüssen bestimmtes Land. Jedenfalls weit weniger heterogen als andere Tallandschaften in Südtirol. Zwar ist der Hauptbesiedlung auch dort eine Kultur vorausgegangen, die man als keltoillyrisch kennzeichnet, zwar waren auch dort die Römer von Aquileja aus über Aguntum durchs Tal bis Franzensfeste und von dort über den Brenner gezogen, aber die seither beibehaltene ethnische Struktur des grünen Tals war durch den Einbruch der Slawen mittelbar verursacht worden, die wenigstens in Teilen wohl weiter als nur bis Innichen vorgedrungen sein dürften, wie es die Schulhistoriker lehren. Noch heute kann der, der etwa Slowenien kennengelernt hat, seine Menschen, seine Sitten und Gewohnheiten, sich bestimmte Physiognomien eingeprägt hat, verschüttete, von einer germanophilen Geschichtsschreibung verdrängte Indizien für bleibende slawische Elemente im Pustertal vorfinden — durchaus bereichernde übrigens. Nur in Slowenien, den „windischen“ Gebieten Kärntens und im oberen Pustertal kennt man im übrigen einen so reichen, so üppigen, Fenster, Balkone und Hausgärten überziehenden Blumenschmuck.

Zumindest in der Sage bleibt die Erinnerung an ein verbreiteteres Eindringen der Slawen bestehen; so soll der Hof Winnewart über dem Brunecker Becken seinen Namen von dieser „Winnen“- (Wenden-)Warte haben. Urbar gemacht aber wurde das Land durch die bajuwarische Koloni-

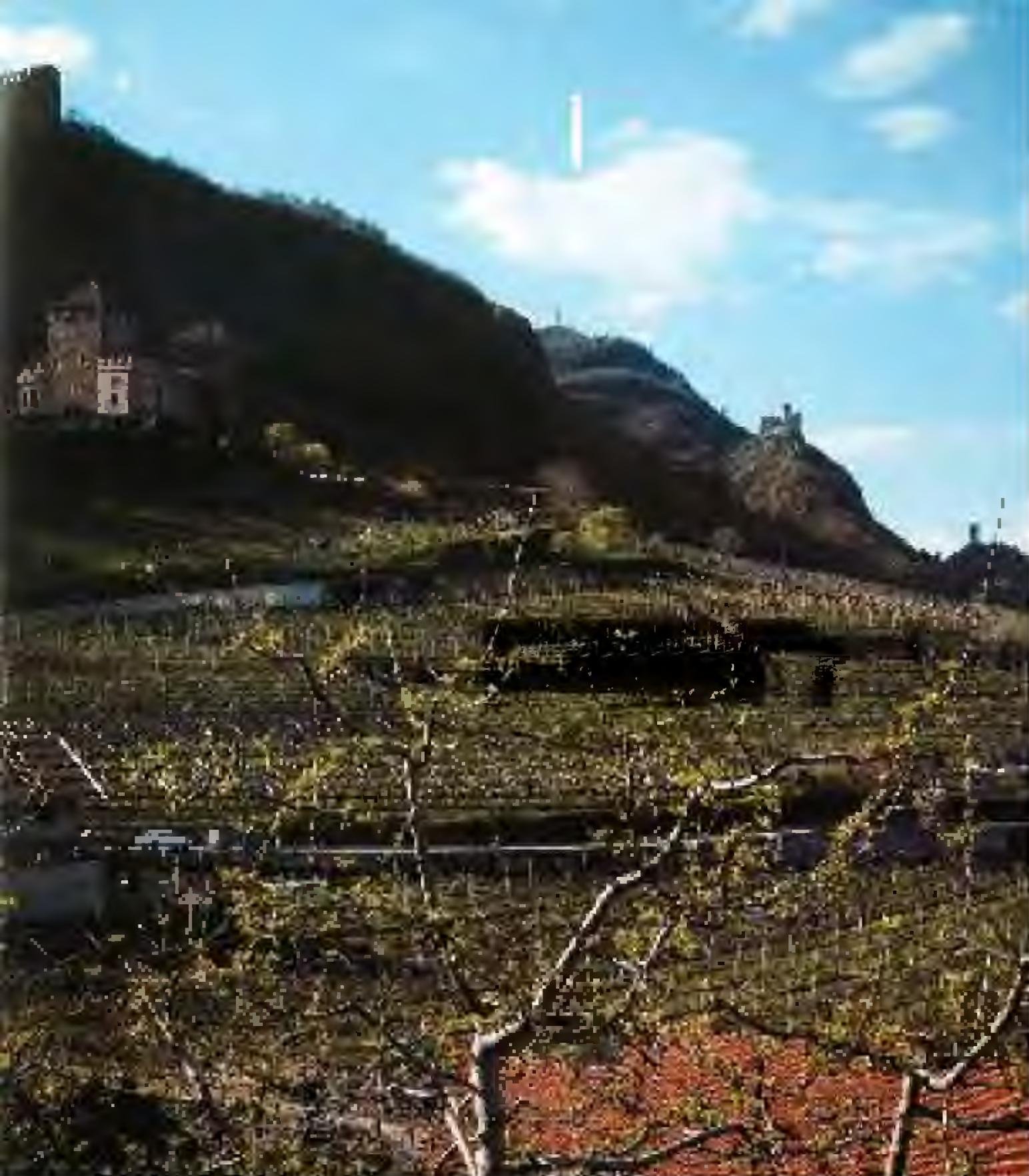
sierung, der ja auch die Gründung der Benediktinerabtei Innichen durch Herzog Tassilo III. im Jahr 769 neben der „Slawenmission“ zu dienen hatte.

Schrundige, braunfarbene Hänge auf der einen, Murkegel und steile, bewaldete Flanken auf der anderen Seite eines breiten, über Stufen aufsteigenden Tales, darüber, mitunter zum Greifen nahe, die Gletscherwände der Viertausender um den Ortler. Das ist die völlig andere, auch anders genutzte, geformte und viel gefährdetere Kulturlandschaft im Vinschgau. Dort liegen die höchsten Bergbauernhöfe Südtirols. Er ist der regenärmste Teil der Ostalpen, dessen Hänge ihre Kultivierung so gut wie ausschließlich menschlicher Findigkeit verdanken, dem kunstvoll angelegten System von Waalen (siehe dazu Seite 97). Unten Wein und Obst, ein relativer Reichtum, an den Rändern karges Leben seit Jahrtausenden. Uraltes Durchzugs- und Mischgebiet im Nahbereich des noch heute intakten rätoromanischen Graubünden und mit ihm historisch vielfältig verbunden bis ins 17. Jahrhundert, als das Rätoromanische im Zug der Gegenreformation zurückgedrängt und schließlich zum Aussterben gebracht wurde: Die Engadiner waren Calvinisten geworden, und wer das alte Idiom sprach, war ein Ketzer. Seit 1592 gibt es zwischen Graubünden und Tirol daher nicht nur eine Sprach-, sondern auch eine Konfessionsgrenze zwischen Taufers und Müstair.

Dann alemannische, zuvor fränkische, weniger bajuwarische Einflüsse neben der nie völlig abgerissenen Verbindung zur nahen Schweiz (in kirchlicher Hinsicht blieb der Vinschgau bis 1816 Teil des Bistums Chur, und zwar seit etwa 590!). Die an Haus- und Hoftypen, Wirtschaftsformen, Brauchtümern, Freskenmalereien, Lebensweisen, Eßgewohnheiten abzulesende Mischkultur des Vinschgaus bleibt – was Südtirol betrifft – freilich nicht auf dessen Talweite beschränkt. Wer kennengelernt hat, was die benachbarten Landschaften prägt, wird unschwer feststellen können, daß die Gemeinsamkeiten des Lebens, Arbeitens und Empfindens mit Graubündnern, Trientinern (ohnedies lange genug „Welschtiroler“, die eigentlichen „Südtiroler“ vor 1918), Friulanern, Kärntnern und auch Slowenen größer sind als die mit den nördlichen Nachbarn, ja selbst mit den schon eine andere Mentalität zutage legenden Nordtirolern. Man konnte dies wohl nur anläßlich einer unseligen und mit Scheuklappen behafteten Konzentration auf rein politische Probleme übersehen und vergessen.

Wer zu Südtirol „du“ sagen soll (oder darf), ist mit dem Land deswegen noch lange nicht so vertraut wie es einer sein kann, der aus Regionen stammt, in denen man ähnlich lebt wie in Tirol und seiner großen Spannweite, die es dort zwischen zwei Tälern wie der alten Grafschaft Pustrissa (eine vielleicht slawische Bezeichnung; im „windischen“ Unterkärnten gibt es den Ort „Pustritz“) und dem Sitz der rätischen Venosten gibt.

- 9 Schloß Korb, darüber die Ruine von Boymont und Hocheppan mit dem Kreideturm im Hintergrund bilden die klassische Abschlußsilhouette des Überetsch bei Missian. Boymont war hundert Jahre nach Hocheppan als Sitz der Ministerialen der Grafen von Eppan erbaut worden. Die Eppaner hatten sich als Nachfolger der alten bajuwarischen Gau grafen von Bozen empfunden. In diesem Kampf blieben die ghibellinischen Tiroler Grafen schließlich siegreich.
- 10 Suvendes wurde das einst rätomanische Dorf noch um 1200 genannt, das heute den Namen der Burg Lichtenberg trägt. Der alte Weg von Glurns nach Prad führte dem Berghang entlang, da die Vinschgauer Talsoble völlig versumpft war. Der Blick über die Burgruine hinunter auf die Pfarrkirche und auf den Hügel mit der Christinapelle folgt dem Weg, den einst die Franken und ihre Missionare genommen haben, woran noch zahlreiche Martinkirchen erinnern.
- 11 Klausen im Eisacktal deutet auf eine „Klause“ hin. Die Enge erlaubte dem schmalen Siedlungsbereich keine Ausweitung, weshalb der Kern des Städtchens seinen altertümlichen Charakter im wesentlichen bis heute beibehalten konnte. Der hier wiedergegebene Blick wird vor allem durch das diesen Talabschnitt beherrschende Kloster Säben bestimmt, ursprünglich Zentrum eines Bistums (Sabiona unterstand dem Patriarchat von Aquileja, ehe es 798 dem Salzburgischen Einflußbereich zufiel). Bis in die kleinsten Einzelheiten hinein korrespondierte hier die vorgegebene Landschaftsstruktur mit dem sich ihr anpassenden, ordnenden menschlichen Eingriff durch viele Jahrhunderte.
- 12 Die Trostburg über Waidbruck am Eingang ins Gröden-tal, eine Wolkensteiner Burg und eine der prächtigsten Anlagen ihrer Art in Südtirol, markiert einen wichtigen Kreuzungspunkt. Strahlenförmig führen von ihm aus Wege in die jeweils ihren eigenen Charakter ausspielenden Bereiche um Lajen, Kastelruth und Barbian.
- 13 Immer wieder begegnet man in Südtirol den sich um eine Kirche ringartig und kompakt schließenden Höfen, die einen Weiler wie den von Schrambach im Eisacktal bilden.
- 14 Überall sind die alten Gruppen und Haine von Edelkastanien heute gefährdet; im Eisacktal (bei Vabrn, um Feldthurns und auf der Tschötscher Heide) vielleicht weniger als etwa in Kortsch bei Schlanders, einmal ihres Alters, dann des Straßen- und Weghaus wegen, der zuerst mit den alten Ummauerungen aufräumt. Dieses Bild kennzeichnet die bis gegen die Waldgrenze über Wiesen und Felder hinaufreichenden Baumgruppen oberhalb von Prissian im Tisenser Mittelgebirge des Burggrafenamts.
- 15 Wiesenterrassen, windzerzauste Apfelbäume und ein Bildstock: Bilder dieser Art begleiten den vom Eisacktal bei Klausen nach Lajen aufsteigenden Wanderer.
- 16 Ein Kirsch- und ein Zwetschkenbaum sowie gebündeltes Reisig säumen eine Felshütte bei Reischbach im Pustertal.
- 17 Das Überetsch bei Tramin. Der Traminer in seinen vier Spielarten vom weißen, blauen und roten bis zum Gewürztraminer ist eine Rebe, die vermutlich wirklich auf diesen gegen die Flanken des Roën aufsteigenden Terrassen ihre Entwicklung erfahren und den nach ihr benannten Wein weltberühmt gemacht hat.
- 18 Kortsch bildet die Ursiedlung des Sonnenhangs von Schlanders; das mitten in die Bergterrassen auf felsigem Terrain eingebettete Ägidius-Kirchlein bildet den Mittelpunkt dieses von Waalen, einem Kastanienhain und von Trockenmauern gestalteten Bereichs. Die zum Teil sehr alten Stützmauern verhindern die Vermurung der Siedlungen am Fuß des steilen Bergs; sie schützen auch vor Steinschlag. Würden diese „Steilen“ verfallen, wäre auch das Tal bedroht.
- 19 Wer von Karthaus auf der Fabrt ins Schnalstal rückwärts blickt, sieht vor sich den Katharinaberg. Wie rasch das Tal ansteigt, wie steil seine Lehnen sind, an denen Berghöfe kleben, wird aus diesem Talblick deutlich.
- 20 Vom Weiler Margen (bei Terenten) gelangt man zu den bereits 1336 erwähnten Höfen von Talson auf etwa 1500 Metern Höhe. Sie liegen auf den steilen, gegen das Pfunderertal abfallenden Hängen.
- 21 Der Murkegel und das Dorf Tabland im unteren Vinschgau lassen noch teilweise den alten Flurcharakter mit den durch künstliche Bewässerung aufgeschwemmten Ilzen erkennen. Nun wird alles eingeebnet und die alten „Waae“ werden durch moderne Rohrleitungen ersetzt.





10 LICHTENBERG
11 KLAUSEN MIT SÄBEN







12 TROSTBURG

13 SCHRAMBACH

- 14 BEI PRISSIAN
- 15 BEI ALBIONS
- 16 BEI REISCHACH







17 BEI TRAMIN

18 KORTSCH







19 KATHARINABERG IM SCHNALSTAL

20 TALSON BEI MARGEN



21 TABLAND

Ums Schloß Tirol

Es hat nie eine Landschaft gegeben, die anders als mittelbar, als bloß Stimmung machend auf mich gewirkt hätte, außer der einen hier, der Landschaft um Meran. Sie kennen diese Landschaft nicht, Milena, ich behaupte: Sie ist die schönste, die ich je gesehen habe.

Franz Kafka, 1920

Die Tiroler waren einst ein stolzes Volk. Sie verfügten über Ausgangspositionen und Freiheiten, die anderen bis in die neuere Zeit verwehrt geblieben waren. Die Freiheitsrechte der Tiroler, derer sie sich seit 1342 erfreuten und die nach 1363, der Übergabe des Landes an die Herzöge von Österreich, anerkannt geblieben waren, wurden jedoch nur zum Teil durch äußeren Zwang entweder veräußert oder veräußerlicht. Worum sie gegen die Schweden, Napoleon, gegen die Bayern und im Ersten Weltkrieg gekämpft hatten, nämlich die Beibehaltung ihrer ererbten Rechte, wogegen sie sich aber auch gegen die Faschisten und deren Nachfolger nach 1945 verteidigt hatten und immer noch verteidigen, zeigt sich andererseits durch eine besondere Art der Selbstaufgabe nivelliert oder ausgelöscht. Die Tiroler sind nicht mehr stolz und sie sind auch nicht mehr frei. Weder im Norden noch im Süden. Sie spielen Theater.

Die Gründe dafür sind zahlreich. Sie wurzeln in einem von „Freiheitshelden“ bestimmten, schiefen und überholten Geschichtsverständnis; in einer politisch verworrenen, schwierigen Situation, was die Behauptung ihrer Autonomie angeht; in ökonomisch völlig veränderten Ausgangslagen; in einer fatalen Deuschtümelei, die von Abwehrhaltungen gegen echte und vermeintliche Feinde herrührt; in einer völligen Verfremdung der Eigenart des Landes weniger von Süden als von Norden her: durch den Tourismus.

Die Folgen sind sich rapide verändernde Strukturverhältnisse, von denen auch die Mentalität des Tirolers bestimmt wurde. Die äußeren Anzeichen sind nur der Spiegel für Verhaltensänderungen, die innere waren und sind. Südtirol verteidigt sich also schon eine ganze Weile lang gegen den falschen Feind, gegen ein Phantom. Der wahre Feind, der ihren Stolz, ihre Eigenart, den Charakter des Landes zu brechen droht, sitzt in ihnen selbst. Er ist nicht — wie frühere Feinde — militärisch zu besiegen oder hinzuhalten.

Der Wandel der Verhältnisse, der sich nach außen hin so deutlich bemerkbar macht, ist dort sehr gut wahrzunehmen, wo das Herz, die Keimzelle Tirols liegt, um Meran also, im Burggrafnamt. Dort liegt das Schloß, dort liegt Dorf Tirol. Dort hat sich das Dynastengeschlecht der Grafen von Tirol in einem Bereich konsolidiert, wo die Urbevölkerung zunächst romanisiert, dann seit der Landnahme durch Franken und Bajuwaren mit alemannischen und schwäbischen Elementen zu dem verschmolzen worden war, was eine Art „Stammeseinheit“ ergab.

Unter den ersten überlieferten Namen dieser Keimzelle Tirols aus dem 11. bis 13. Jahrhundert findet man fast alle noch heute auftretenden wieder. Sie dürften in den meisten Fällen weiter zurückreichen, so auch die „Tiroler“.

Dorf Tirol, die uralte Siedlung auf der Hochfläche über dem Talbecken, war durch einen Bergweg vom Vinschgau ins Passeier verbunden, und so nimmt man an, daß Schloß Tirol nach dem so bezeichneten Verbindungsweg seinen Namen erhielt. Grafen von Vinschgau waren seine Erbauer. Später nannten sie sich Grafen von Görz-Tirol.

Damals war Graf Meinhard II. der eigentliche Befestiger der Macht in diesem „Land im Gebirge“, seit 1271 „Land Tirol“. Er war es, der die Bauern- und Bürgerrechte gegen die Herrschaftstendenzen des Hochadels auszuspielen verstand. Er war es, der damit die Freiheit der Tiroler Bauern als — ausgenommen die Schweiz — einzigartige Lebensform in den Alpenländern begründete. Er war es, der das Land Tirol, „das vorher das kleinste unter allen war“, wie der Chronist Goswin von Marienberg später bemerkt, „zum größten und angesehensten Land gemacht“ hat.

Der Übergabe Tirols an Österreich im Jahr 1363 war eine Folge dramatischer Entwicklungen vorausgegangen. Die Bayern spielten dabei — wie in der späteren Geschichte immer wieder und in mehr oder weniger offener Form bis zum heutigen Tag — eine entsprechende Rolle unter Kaiser Ludwig. Schließlich war es dessen Sohn Ludwig von Brandenburg gewesen, der mit Margarethe Maultasch vermählt worden war.

Das Burggrafenamt war von nun an nicht mehr das Herz Tirols, Meran nur noch dem Namen nach Landeshauptstadt. Der landesfürstliche Hof wurde nach Innsbruck (1420), die Münzstätte nach Hall (1577) verlegt. Erst im 19. Jahrhundert war aus dem „Kuhstadt“ der Kurort Meran geworden. Und die Urzelle Tirols, das Stammschloß, war schon nach eineinhalb Jahrhunderten von den Grafen zugunsten der Zenoburg verlassen und dem Verfall preisgegeben, unter den Bayern auf Abbruch ersteigert worden.

Dorf Tirol ist die älteste Dorfsiedlung des Burggrafenamts. Was ist von ihr übriggeblieben, vielmehr: was ist an ihre Stelle getreten? Ein neuer Führer hat es so gekennzeichnet: „ungemein schmuck und einladend fügen sich die zahlreichen, durchwegs in heimatlicher Bauart errichteten Fremdenheime in das Ortsbild ein.“ Wo hat der Verfasser ein Ortsbild entdeckt? Was versteht er unter „heimatlicher Bauart“? (Meint er den von Bad Tölz bis ins Burgenland reichenden Bungalowstil einer jede traditionelle Bauweise verhöhnenden oder völlig mißverstehenden Bauindustrie?) Was ist von den alten Vierteln, dem Kirchen-, Waal-, Aichach- und Haslach-Viertel übriggeblieben? Von der ins Passeier führenden Talstraße zweigt ein mächtiger Verkehrsstrang ab, der dort endet, wo eine Seilbahn zu den stolzen Muthöfen hinaufführt.

Eine Glosse in den „Dolomiten“ (22. 11. 1977) korrigiert den Verfasser dieses weitverbreiteten Führers: „Neuerdings tut sich allerhand in Südtirol; es werden wieder einmal Höhepunkte kulturellen Bewußtseins erreicht: Nahe der Burg, die dem Land den Namen gegeben hat, in Dorf Tirol, mußte nun nach dem schönen Haberlehof ein weiterer alter Bauernhof ins Gras beißen, trotz Denkmalschutz und so weiter — kümmert uns alles nichts. Vorschlag: Umbenennung des Ortes in ‚Pension Tirol‘ oder ‚Garni Tirol‘. Von Dorf kann man nicht mehr reden, wenn die einzigen schönen Höfe abserviert werden.“

Mit Dorf Tirol also ist's vorbei. Wer, der das Land liebt, will es auch nur noch zum Ausgangspunkt für das Begehen eines der alten Waalwege nehmen, wen treibt es von dort nicht gleich wieder fort, vielleicht hinüber nach Schenna, womit auch nicht viel gewonnen wird, denn dort zeichnet sich eine ähnliche Entwicklung ab. Oder zurück nach Meran, die Äpfelplantagen (früher Obst- und Weingärten) um Lana querend, ins Ultental, aufs Gampenjoch, ins Tisenser Mittelgebirge?

Wer noch ein intaktes Stück des alten Tirol, des alten Burggrafenamts mit alten Bauernhöfen, Burgen, Dorfsiedlungen erleben möchte und dazu (gottlob!) keine Superstraße benötigt, sollte sich dort wirklich umsehen. Er wird den Kontrast zwischen dem industrialisierten Fremdenverkehr um Meran und einer hier erst (wie lange noch?) zögernd einsetzenden Parallelentwicklung stark empfinden. In Tisens, Völlan, Prissian und Vöran, um die Ruine Maienburg, die Fahlburg, dem zum Bauernanwesen umgeformten Schloß Katzensungen.

Uraltes Siedlungsgebiet auch hier. Und noch nicht devastiert. Möglicherweise findet, wer dort herumsucht, auch noch den freien, sich nicht selbst korrumpierenden Tiroler. Man muß sonst jetzt schon ein schönes Stück hinaufsteigen (falls das nicht ein Jeep erledigt), um ihn zu finden.

Wie deutsch ist Südtirol?

Ziemlich unbeliebt hat sich einer der Propagandisten des „Bergsteigens als Lebensform“ (eine Ersatzhandlung wie andere), einer, der sich ziemlich zielbewußt selbst zum Idol stilisierte, in seinem Land dadurch gemacht, daß er — dem Sinn nach — in aller Öffentlichkeit erklärt hatte, nicht einmal die Politiker wüßten sich dort einer ordentlichen (deutschen) Umgangssprache zu bedienen. Und wer beispielsweise Südtiroler Studenten in Innsbruck oder Wien begegnet, dem wird ihr Mangel an Artikulationsvermögen und ihre daraus resultierende scheue Zurückhaltung aufgefallen sein. Sie führt dazu, daß Südtiroler immer nur in Gruppen unter ihresgleichen zu finden sind und daß der Dialekt, den sie sprechen, ein von Italianismen und neudeutschen Begriffsbildungen durchsetzter ist. Deutsch im Sinn der Schriftsprache sprechen sie tatsächlich nicht.

Und zwar nicht mehr nur jene, denen ein regulärer Schulbesuch während der Zeit des Faschismus verwehrt war. Deutsch sollten, durften sie damals nicht lernen, italienisch wollten sie nicht lernen, also blieb ihnen nur der heimische Dialekt, der zwar immer ein bildhafter, kernig-unverfälschter, im gewohnten Umfeld natürlicher und zur Verständigung ausreichender war. Der außerhalb dieses Bereiches aber als exotisch empfunden werden mußte und den, der sich nicht auch in einer Art hochdeutschen Idioms auszudrücken verstand, ins Hintertreffen führte. Im übrigen benötigt jeder Dialekt als Grundlage und Halt die Hochsprache. Ohne sie kann eine Kulturgemeinschaft nicht weiterleben.

Soviel hatte man dort verstanden, wo man es mit (immer noch so gedachten oder genannten) „Reichsdeutschen“ zu tun hat (eine Zeitlang waren Südtiroler ja „Volksdeutsche“). Oder mit Italienern. So daß sich der alte Dialekt in eine merkwürdige Mischform auflöst, in der es Lehnwörter aus der bundesdeutschen Umgangssprache und aus dem Italienischen gibt. Daraus resultiert jedoch der Verlust der angestammten eigenen Sprache, die gegen das Kauderwelsch einer wenig erträglichen, auch ins heimische Zeitungsdeutsch einfließenden Provinzsprache eingetauscht wurde.

Das Selbstbewußtsein der Südtiroler reicht, da sie sich hin- und hergerissen fühlen und jene Politiker im Land, die mit Italienern viel zu tun und zu reden haben, je nachdem in den merkwürdigsten Färbungen und Diktionen sprechen (im übrigen aber die Blutsverwandtschaft

zu ihren deutschen Gästen über Gebühr pflegen und betonen) — dieses einmal ganz natürliche Selbstbewußtsein reicht nicht mehr dazu aus, sich aufs Eigene zu verlassen und zu stützen.

Der Bruch hat natürlich seine Ursachen. Zunächst betonte man (in einer Art hinhaltendem Widerstand gegen die italienischen Hegemoniebestrebungen) die Zugehörigkeit zu dem, was sich bald als „Großdeutsches Reich“ zu manifestieren begann. Seit dieser Zeit definieren sich die Südtiroler selbst hauptsächlich als Deutsche, „viel seltener als Tiroler oder Österreicher“, wie A. Unterberger in einem Bericht „Niemandland an Etsch und Isarco“ („Die Presse“, Wien, 6./7. 8. 1977) bemerken konnte. Und zwar so, „daß, wenn man prominente Politiker in Bozen befragt, sie nach Innsbruck München als geistigen Bezugspunkt nennen, kaum einer aber Wien . . .“.

Das tat in vielen Gesprächen nur einer, ein Kellermeister in Girlan, dessen Vater noch heute die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt, obwohl er sich um die italienische (wie etwa alle Rücksiedler aus dem „Reich“) seit Kriegsende bemüht hatte. Die Behörden scheinen in diesem Fall zu meinen, er habe einmal sein Deutschtum so stark betont, daß es ihm nun auch politisch nicht mehr genommen werden sollte . . . Dieser Kellermeister also nannte Wien die „heimliche Hauptstadt“, und das ist für einen Tiroler in jedem Fall etwas sehr Ungewöhnliches, da es für ihn mit Wien ja nun tatsächlich nicht sehr viele Bezugspunkte gibt. Was wieder natürlich ist: Wien liegt weit im Osten und schon die westlichen österreichischen Bundesländer haben zu ihrer Hauptstadt und deren völlig andersartiger, jedenfalls nichtalpiner Mentalität ein gestörtes Verhältnis.

Die meisten älteren Südtiroler haben außerdem in der deutschen Wehrmacht Kriegsdienste geleistet, und Vereinigungen wie ein Kriegsoffer- und Frontkämpferverband oder ein „Kameradenkreis der ehem. Gebirgstruppen“ spielen im offiziellen und noch mehr im halboffiziellen Leben Südtirols eine nicht geringe Rolle. Heldengedenkfeiern sind nicht nur, was die Recken aus dem Jahr 1809 betrifft, überaus beliebt, Ritterkreuzträger besonders geschätzt, die „alte Waffenbrüderschaft“ wird nach wie vor hochgehalten (oder solange, bis sich eine nächste Generation Besseres einfallen läßt). Viele suchen in solchen Verbänden ihre Heimat, die „deutsche“, nicht die eigentliche. Aus diesem Grund müssen sich die Tiroler von den Italienern immer wieder nachsagen lassen, daß sie ihre lokale Folklore in den Dienst nicht nur konservativ-paternalistischer, sondern auch pangermanistischer Tendenzen stellten. Und die verschiedenen Abarten des Andreas-Hofer-Kults stehen all dem Pate.

Wie immer dem sei: Im Land Südtirol, wo es angeblich „fließend Deutsch und Warmwasser“ gibt (ersteres bestenfalls in einer DM-, Touristen- und Fernseh-Version), wird die Muttersprache, von der man immer in hohen Tönen spricht und gegen deren Vorherrschaft Tolomei und

Mussolini vergebens angekämpft hatten, in zunehmendem Maß „verelsässert“. Es findet heute, „da das Deutsche offiziell als gleichrangige Landessprache neben dem Italienischen steht . . . ein (kaltblütiger? fahrlässiger? jedenfalls fortgesetzter) Mordversuch an der Muttersprache statt“ (Claus Gatterer im „Kurier“, Wien, 8. 1. 1977). So gehen die Deutschkenntnisse, wie A. Unterberger einen Lehrer berichten läßt, von Jahr zu Jahr zurück: „Es gibt keine kulturelle und sprachliche Identität mehr. Die Jugendlichen haben wachsende Ausdrucksschwierigkeiten, Wortarmut macht sich spürbar, im Satzbau fließen italienische Muster ein“, während gleichzeitig auch die Italienischkenntnisse abnehmen.

Dieser „innere Auflösungsprozeß“ entspricht dem von außen her sichtbar werdenden und kaum zur Kenntnis genommenen. So erklärt der zuständige Assessor im Jahr 1978, häßliche Bauten seien durch den Fremdenverkehr keine entstanden, vielmehr hätten sich „die touristischen Bauten durchwegs der Landschaft angepaßt“. Sie taten es in jenem Maß, in dem sich die Landessprache dem Idiom der Fremden angepaßt hat, jenen Gästen aus dem Norden, die den Charakter dieses Landes in ein paar Ferienwochen ebensowenig begreifen wie ein von Süden importierter Calabreser oder Sizilianer. Auch wenn sie deutsch sprechen und deshalb glauben, sich „wie zu Hause“ fühlen zu müssen.

Wahrscheinlich aber sieht sich so ein Assessor im eigenen Land nicht um und weiß daher nicht, wovon er spricht. Denn der innere Identitätsverlust läßt sich neben der Sprache eben auch an dem messen, was man den Gästen anbietet bzw. wie man sich ihnen anbietet. 1977 gab es über 1,6 Millionen Feriengäste und doppelt so viele Kurzaufenthalte. Die meisten von ihnen kommen aus der Gegend, wo man es liebt, Kaffee nach deutscher Art zu erhalten, pralle Arme und Beine durch entsprechende Blusen und (kurze) Hosen zur Schau zu stellen sowie den Wein „nicht zu sauer“ zu trinken. „Beliebtes Südtirol“, lautete eine Notiz der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 11. 4. 1979. Jeder dritte Deutsche, so hieß es darin, der sich Italien als Urlaubsziel wähle, verbringe seine Ferien in Südtirol. 1978 waren es schon 1,282.000 von insgesamt 2,180.000 Besuchern.

Südtirol war deutscher, als es noch nicht so deutsch war.

Zwei Seelen

„Die Touropa und Südtirol“, so konnte man 1979 in einer entsprechenden Anzeige lesen, „sind ein Herz und eine Seele“ (Gott sei's geklagt!). „Wir kennen nicht nur das Land wie die berühmte eigene Westentasche“, so geht's weiter, „sondern wir kennen auch alle Leute, die zu einem noch schöneren Urlaub in Südtirol beitragen können . . .“.

Sie sprechen schon von „unserem Südtirol“, die Touropa-Leute, und preisen dann ein Hotel „Waldsee“ am Fuß des Schlern an, das so idyllisch am Völser Weiher liege. Nun, diese Idylle gab es dort vor zwanzig Jahren in einer gewissen Privatheit und mehr oder weniger nur Einheimischen vertraut tatsächlich in der denkbar reizvollsten Weise. Nun aber hat man — am Beginn eines Naturparks — dem alten Gasthaus eben das „Waldsee“ entgegengestellt, das als „ein schönes traditionsreiches Haus im Landesstil“ ausgegeben wird. Jedermann wird sich vorstellen können, wie es mit diesem „Landesstil“, für den Touropa wirbt, bestellt ist.

Wenn die Touropa-Leute nun glauben, von einem Herzen und einer Seele sprechen zu können, so haben andere mittlerweile erkannt, daß Südtirols Brust — um im Bild zu bleiben — längst von zwei Seelen gesprengt zu werden droht. Die eine ist die der Umweltschützer und Naturfreunde, die im Kampf mit jener anderen liegt, die „ebenso hinter Zahlen wie im Landschaftsbild sichtbar“ werde (Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 27. 4. 1979).

Neue Hotels, „Garnis“, Pensionen, Ferienhaus-Kolonien (allein 1978 traten zu den alten über 250 neue Fremdenverkehrsbetriebe) gehören meist Deutschen, eben jenen, die mit „Herz und Seele“ dabei sind, dieses Land einer gefährlichen, neuerdings offenbar schon von Fremdenverkehrsexperten und Angehörigen der Provinzial-Regierung erkannten Umarmung zu unterziehen. Ein tödlicher Kreislauf wird befürchtet, wenn immer mehr Bauern und Bürger in dieses Geschäft „einsteigen“. Da die Arbeitskräfte zur Mangelware werden, kann von einem guten Service bald nicht mehr die Rede sein; wenn sich das herumgesprochen hat, stellt sich Quantität vor Qualität, sowohl von den Leistungen wie von den Besuchern her. Die Chance, dem Land ein qualifiziertes, dessen Eigenart respektierendes Publikum durch entsprechend überzeugende Arbeit zu beschenken, scheint dahin. Weil es jetzt andere sind, die mit ihm eben so verfahren, als griffen sie in die eigene und nicht in eine Westentasche, aus der man ihnen rechtzeitig die Finger wieder hätte herausziehen müssen.

- 22 *In den einst gerühmten Orten auf der Mittelgebirgsterasse von Feldthurns zwischen Brixen und Klausen (mit den Weilern Schrambach, Verdings und Latzfons) ist von den alten Baustrukturen nicht mehr allzuviel übrig geblieben. Dieser Hof liegt auf dem Weg nach Feldthurns und wird so ohne entsprechende Sanierungsarbeiten nicht mehr lange existieren. Geblieben ist die Weite der Landschaft mit den Kastanienbainen, deren einzelne Exemplare liebevoll als „Köschtenvoter“ bezeichnet werden.*
- 23 *Anwesen mit Wegkapelle bei Völlan an der Gampenstrasse im Burggrafenamt (siehe dazu Text S. 113).*
- 24 *Der Unterfinser-Hof, ein edelsitzartiger Bau am Beginn des Lajener Rieds, verfügt noch über Mauerreste, die auf „Vogeltennen“ hinweisen und damit auf den „Vogelweider“. Viele dieser alten Höfe leiden unter starken Verfallserscheinungen.*
- 25 *In den Jahren 1922/23 zeigte der Architekt Lois Welzenbacher (1889—1955) mit seinem bei Dreikirchen errichteten Haus Settari, wie man erstens eine landschaftliche Situation nützen, Grundriß und Baukörper auf sie einstellen, traditionelle Momente aufnehmen und dennoch etwas Neues schaffen kann, in dem sich die Bewegung des Geländes in der Architektur fortsetzt. Von solchen Beispielen hätte ausgehen können, was die Südtiroler Landschaft nicht zu ihrem Vorteil verändert hat, weil es meist pseudotraditionell, phantasielos oder schlecht ausfiel. Das neue Bauen vor allem im Dienst des Fremdenverkehrs nämlich.*
- 26 *Kleiner Paarhof bei St. Peter in Gröden mit strohgedecktem Stadel, zwei Schichten von steinbeschwerten Holzschindeln und charakteristischem Kamin. Eines der kleinen, für die schmalen, wirtschaftlich zu nutzenden Flächen an den Talhängen typischen Anwesen.*
- 27 *Prissian wird von einem Bach durchzogen, dessen Überbauung noch von einer alten Holzkonstruktion bestimmt wird. Mühlen, Sägen und Schmiedewerkstätten haben diesen Bach wie anderswo umsäumt.*
- 28 *Drei alte Holzbrücken überqueren die Eisackschlucht noch heute. Die eine bildet beim Brückenwirt den alten Übergang nach Kastelruth, die andere führt bei Atzwang zu den steilen Aufstiegen nach St. Konstantin und Völs, die dritte bildete am Kuntersweg die Querverbindung zwischen dem Ritten und dem Mittelgebirge um Völs. Der „Kuntersweg“, dem diese Brücken dienten, machte die tiefe Porphyrschlucht zwischen Bozen und der Trostburg begehbar; es ist der historische, heute durch die Trasse der Autobahn um seine Poesie gebrachte Weg, genannt nach dem Bozner Bürger Heinrich Kunter, der ihn seit 1314 begehbar gemacht haben soll.*
- 29 *Der Weiler Margen bei Terenten oberhalb des Puster- und des Pfunderertals mit dem Margarethenkirchlein, von dem der Ort seinen Namen erhalten haben dürfte.*
- 30 *Tarsch (einer von drei leicht miteinander zu verwechselnden Vinschgauer Orten: die anderen sind Tschars und Tartsch) wird noch von den charakteristischen Vinschgauer Hofstypen auf einem Murkegel am Fuß des „Nörderbergs“ bestimmt. Das Dorf erinnert in seinem Charakter an Engadiner Orte und zählt heute zu den intakteren Beispielen seiner Art im Vinschgau. Die unregelmäßige Gliederung der Fassade dieses massiven Baukörpers bezeugt die für zahlreiche Vinschgauer Bauernhäuser charakteristische Asymmetrie. Die Michaelskirche (im Hintergrund) geht auf romanische Ursprünge zurück, wie der Turm bezeugt.*
- 31 *Der Hof Platzn in Martell ist eine Holz- und Zaunburg. Hier muß um jede Handvoll Erde gekämpft werden und um jedes kleinste Recht.*
- 32 *Ein Winkel in Tschars, einst eine im Umfang große Ursparre und heute immer noch von einem weitgehend intakten Ortsbild bestimmt.*
- 33 *Mitten in die jahrhundertlang durch künstliche Bewässerung strukturierten Wiesen am Sonnenberg von Schlanders liegt der Hof Gsal eingebettet. Im Hintergrund die Gletscher des Laaser Tals im Vinschgau, das die Kultivierung seiner Hänge ausschließlich menschlicher Findigkeit und Arbeit verdankt. Ohne sie wären diese Wiesen graue Steppe, deren Gräser die ungenützten Teile in den Waldlichtungen charakterisieren, die von Föhren und Flaumeichen bestanden werden. Seit mindestens viertausend Jahren siedeln dort Menschen. Die wegartige Struktur in den Wiesen stammt vom Menschen und dem Weidegang der Tiere, nicht so sehr durch die künstliche Bewässerung.*





23 BEI VÖLLAN



24 BEI Waidbruck





25 BRIOL

26 ST. PETER IN GRÖDEN



27 PRISSIAN
28 ATZWANG





29 MARGEN

30 TARSCH





31 IM MARTELTAL





Für Gott und Heimat

Während man mit den Begriffen „Gott“ und „Heimat“ innerhalb einer „aufgeklärten“ und „mündigen“ Industriegesellschaft nur noch wenig anzufangen weiß, weil an die Stelle Gottes die Konsumgötzen und an die Stelle der Heimat eine kulturfeindliche Mobilität und eine Art von fanatischem Tourismus getreten sind, führt man sie in Südtirol ebenso unentwegt wie unreflektiert als archaische Monolithe im Mund. Und zwar in Sinnzusammenhängen, die einen Zustand künstlich aufrechtzuerhalten suchen, den es natürlich auch in Südtirol in Wahrheit längst nicht mehr gibt, als eine Art Decke, die verbergen will, was sich darunter auch dort aufgelöst hat oder was zu atavistischen Formen erstarrt ist.

Seit der Weihe des Landes an das Herz Jesu und das ihm folgende Bundgelöbnis — alljährlich der Anlaß für ein in germanischen Ländern sonst zu Sonnwendzeiten gepflogenes Ritual mit Feuerspektakeln — sind bald zwei Jahrhunderte vergangen. Aber nicht nur in dieser Hinsicht ist religiöses und anderes Leben auf einer Stufe stehen geblieben, auf der man geflissentlich ignorieren konnte, wo man Gott zu suchen habe. Jene, die ihn in den Kirchen und bei deren auf tönernen Beinen argumentierenden Vorständen nicht mehr finden konnten, sind ihm daraufhin auf „stolzen Bergeshöhen“ nachgegangen, wo sie eine andere Art von Bündnis herzustellen versuchten: das des religiös empfindenden Menschen mit urzeitlichen Relikten, dem die Steine, geheimnisvolle Zeichen, Wallburgenreste, alten Pfade für die pantheistische Sehnsucht nach einem Aufgehen in der Schönheit der Natur die (heidnischen) Voraussetzungen schaffen. „Ihr seid als Bergvolk älter als das Römerreich. Ihr seid als Gemeinschaft dieses schönen Tales älter als das deutsche Imperium. In Zusammenarbeit und Gemeinschaft habt Ihr Jahrtausende überdauert. Stolz auf diese Tradition werdet Ihr gemeinsam Eure alte Kultur, Eure Sprache, Eure Einrichtungen auch in Zukunft bewahren. Die heute angelobten Schützen, deren Symbol die neugeweihte Fahne ist, werden ihrem alten Wahlspruch treu bleiben: Für Gott und Heimat.“

So sprach der Südtiroler Landeshauptmann ladinische Landsleute in Wolkenstein an, einem durch den Tourismus verelendeten Ort mit vergessener Kultur, neuer Sprache und neuen Einrichtungen im Grödnertal, auf den jener, dessen Namen er trägt, der deftig-sinnliche, ebenso liederliche wie fromme, geniale und immer wieder (schon damals) das Weite suchende Liedermacher Oswald von Wolkenstein gewiß aus dem alten Gemäuer herunterspucken würde,

erlaubte es ihm der für die Heimat so bedenken- und oft wohl auch schamlos reklamierte Gott. Die Schützen (die in Bozen noch mit Fahnen herumlaufen, auf denen sich der Spruch „Für Gott, Kaiser und Vaterland“ eingestickt findet), deren Parolen nicht nur bei Anlässen wie dem zitierten unentwegt zu vernehmen sind, höhlten ihre eigene Tradition ebenso aus, wie die kirchlichen Traditionen zu bloßen Schablonen degradiert wurden. Beide gerade noch gut genug, um jenen aus Wanne-Eickel oder aus Nürtingen ein intaktes Bild vorzutäuschen, das in Wahrheit nur noch eine Kulisse darstellt, so wie man den Rosengarten und den Schlern, auf Tausenden von Postkarten oder auch Aquarellen heimischer Dilettanten verkitscht, gar nicht mehr als das wahrnehmen mag, was sie in Wahrheit sind: schöne Dolomitenberge, um ihre Natur aber ebenso betrogen wie jene, die sie als solche gar nicht mehr erfahren können.

Tradition ist – und von dieser These lebt ja dieses Buch – eine schöne, eine wichtige Sache. Aus ihr entwickelt sich das Selbstverständnis und die sich an ihr messende lebendige Kultur eines Landes. In ihr ruht, was dem sich notwendigerweise verändernden Lebensrhythmus, was neuen Denk- und Empfindungsformen Rechnung trägt. Wo sie aber als Marionette, als Mummenschanz, als kaum entstaubtes, quietschendes Perpetuum mobile einer Volkstumserhaltungs-Ideologie künstlich und im „Tiroler Abend“-Stil aufrechtzuerhalten und nicht mehr mit einem neuen Sinngehalt erfüllt zu werden versucht, sind Gott und Heimat weit entfernt. Denn beide Begriffe können nichts Totes, Abgestorbenes, künstlich Konserviertes meinen. Sie decken etwas, das sich nicht in retardierenden Beschwörungsformeln und entsprechenden Aufmärschen, Gelöbnissen, Feiern oder Wortergreifungen artikulieren kann, sondern nur in einer neuen Lebendigkeit, die sich zunächst in einer anderen Sprache als jener äußern müßte, die sich in ewig gleichbleibenden Leerformeln und Floskeln manifestiert. Aus ihr heraus müßte dann jene Philosophie geboren werden, die Worthülsen wie „Gott und Heimat“ mit einem neuen Sinn erfüllen könnte. Wobei man sich nicht unentwegt von Kaisersöhnen und bayrischen Besuchern bestätigen lassen müßte.

Es entbehrt dabei nicht einer gewissen Ironie, daß der Landesbischof sich in diesen Fragen zwischen die Fronten stellt und sich deswegen vorwerfen lassen muß, einerseits ein „walsches“, andererseits ein „rotes“ Kirchenoberhaupt zu sein. Der Bischof kritisierte das Schützenunwesen, hatte sich seinerzeit gegen die Südtirol-Terroristen gewandt, um das Vertrauen der Italiener gewonnen und wendet sich nach wie vor gegen die Intransigenz und Verhärtung der Landespolitik sowie gegen den Brauchtumsglauben – insgesamt also so gut wie gegen alle heiligen Kühe im Land, weil sie ihm schon zu viel stinken. Seine Schäflein indessen scheinen sich wenig darum zu kümmern.

Wem gehören die Berge?

Ein Bergvolk ist von seinen Bergen getrennt nicht recht vorstellbar. In sie treibt es bekanntlich jeden wieder zurück, der sich in der großen weiten Welt umgesehen hat (und es ist gut, wenn er es tat). In ihnen fühlt er sich zu Hause und geborgen, in ihnen empfindet er den „Gleichklang der Natur“. Die Berge sind aber auch für andere etwas Schönes, das sie in Rudeln aufsuchen und sich zu diesem Zweck nur noch in geringem Maß der eigenen Beine bedienen. Einen Berg zu besteigen bedeutet für den einen eine Sache für sich, für den anderen eine Art Gang zu den Göttern, für viele, die ich als Bergfetischisten bezeichnen möchte, eine Art von Lebensform. Wer schließlich nur noch Berge im Kopf hat (nämlich der organisierte, sein Vereinsblatt abonnie-rende und mit Bergliteratur sein Auslangen findende Alpinist), bei dem wird man zwar mitunter Freude an der Natur, vor allem am Sport, sonst aber wenig finden. Nichts ist unerträglicher und unleidlicher, als Bergsteiger in Häufen und ihre Geschichten über sich ergehen lassen zu müssen. Sie können einem das Bergsteigen (der „Hüttenzauber“!) verleiden. Wer die Berge liebt, um ihre Sockel auf Wiesen und durch Hochwälder wandert, als Kletterer in ihre Flanken einsteigt oder die im Eis erstarrenden Gipfel zu erreichen sucht, wird auch ohne ideologischen Hintergrund Freude und Genugtuung an solchem Tun empfinden können. In Südtirol aber wird auch diese im Grund nicht für Massen, sondern für Individuen geeignete Möglichkeit der Natur-Begegnung nicht selten dazu benützt, den Berg als Hort des Wesens jener zu begreifen, die ihn mit ihrem Unwesen umgeben.

Zur „Wintersonnwend 1967“ ging vom AVS (dem Südtiroler Alpenverein, in dem schlichte Gemüter mitunter martialisch anmutende Gesänge gegen Feinde jeder Art in jener Form anzustimmen pflegen, die einer älteren Generation noch von ganz anderen Zusammenhängen her im Ohr klingen) — damals also und seitdem wohl immer noch und immer wieder ging von dieser Organisation folgende Verheißung aus, deren Diktion vermutlich mehr verrät, als den Parolenzuschneidern recht sein kann: „AV-Jugend!“ (man erwartet hinter diesem Anruf geradezu das Begleitgeräusch eines Trommelwirbels) „Ihr habt die uns innewohnende Art, Sitte und angestammten Brauch allezeit in verpflichtender Haltung verfochten“ (ähnlich klingen die vor Schützenverbänden üblichen Anreden, und das Stichwort „Salurner Klausen“ braucht dann gar nicht mehr zu fallen). „So wie bisher, sollen Euch Eure Wege im neuen Jahr in die Berge

unserer Heimat Südtirol führen. Das ist Eure Welt“ (kümmert Euch also um nichts anderes, Ihr könntet sonst auf den Gedanken kommen, es gäbe auch außerhalb dieser Welt Erlebens- und Beachtenswertes, was einen jungen kritischen Verstand aber womöglich in die Irre führen könnte), „in der Ihr Kraft, Mut und Zuversicht für eine glückliche Zukunft findet“ (das Glück der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde, sagen andere. Bis sie abgeworfen werden).

Gesetzt den Fall, die Berge wären noch das, was sie einmal waren, als man sich ihnen noch mit einigem Respekt zu nähern und sie nicht um ihren Charakter zu bringen versuchte, indem man sie nur noch als zu nutzende Objekte einzuschätzen und als eigene Art von Konsumgut zu häuten begann — gesetzt also den Fall, in den Bergen könnte man noch auf sich selbst treffen und nicht auf all die vielen, die mit derselben Seilbahn hochgezogen worden sind: Sie müßten vor solchen Sprüchen erröten (in Südtirol tun sie's bekanntlich vor allem in den Dolomiten; gäbe es nicht Zeugen dafür, daß sie's auch schon früher taten, könnte man meinen, als Schamröte deuten zu dürfen, was der Postkarten- und Bildbandindustrie dient).

Wem gehören die Berge? Als im 19. Jahrhundert anlässlich ihrer Erschließung von den Alpen als einem Tummelplatz Europas gesprochen worden war, hat wohl kaum jemand erraten können, daß dies nur eine schreckliche Prophezeiung war. Aus dem Tummelplatz ist ein Rummelplatz geworden, vor allem im Winter, und man wird nicht mehr ruhen wollen, ehe nicht auch noch das letzte Stück freier Bergnatur (etwa im Gsiesertal oder auf dem Konfinboden unter dem Langkofel) von Gestängen und Drähten besetzt wurde. Wo dann die AVS-Jugend „Sitte und angestammten Brauch“ suchen wird?

Es können ja nicht alle in den Himalaja ausweichen wie ein bereits zitiertes Illustriertenidol eben jenes Bergsteigerfanatismus, der die Bergwelt wieder aus ganz anderen Gründen einem Reinigungsprozeß unterworfen sehen möchte.

„Zwischen Religion und Leistungssport stehend scheint die Bergsteigerei an einem Wendepunkt angelangt zu sein“, meint er. Vielleicht versteht er darunter, daß man sich Bergen auch wieder ganz normal und ohne Stimulanzien aller Art annähern könnte? In Südtirol scheint dies schwierig geworden zu sein, auch ohne die — *horribile dictu* — Heroisierung des Dolomitenkriegs, der ja in diesem Bereich bekanntlich einem tragischen Bruderkampf gleichgekommen war und der noch nicht wirklich beendet erscheint. Womit auch erklärt wird, warum die Berge in Südtirol nicht einfach Berge sind; sie erscheinen mitbelastet von jenen, die um sie nicht nur zu Herz-Jesu- und Sonnwendfeiern den Tiroler Mythos legen.

Brot und Wein

Wie man vor uralten Zeiten Brot gebacken hat, in Fladenform nämlich und in alten, gemauerten buckligen Öfen, das kann man nur noch in Südtirol so gut studieren, wo es in jedem Tal Varianten in Form und Geschmack und auch dementsprechend abgewandelten Bezeichnungen gibt. Etwa für das „Vinschgerl“, das mittlerweile auch anderswo unter Verballhornungen wie „Vintschkerl“ unter die Leute gebracht, für diesen Zweck allerdings in großen Brotfabriken hergestellt wird.

Die Sehnsucht nach dem schmackhaften, urtümlichen, harten Brot, das am besten zu Speck und Wein gegessen wird und das dem industriell hergestellten, faden Allerweltsbrot in den Städten etwas Besonderes an die Seite stellen möchte, in Südtirol aber immer das Gewöhnliche war, hat beispielsweise in Linz-Urfahr das in Cellophan verpackte, kleine „dürre Vintsch'gerl“ entstehen lassen. Es sei zwar nach einer Art Rezept hergestellt, nach dem es „die alte Grieserbäurin im Martelltal selbst bäckt“, aber das Gebäck aus „Weißbroggen, Vollkornschrot, Weizenkeimen, Buttermilch, besonderen Gewürzen und Salz“ schmeckt zum Abgewöhnen merkwürdig und kann nur von jenen goutiert werden, die es im Passeier, im Vinschgau und um Meran (oder anderswo das „Vorschlagbrötl“, das „Volserbrötl“ und das „Schüttelbrötl“) noch nie gegessen haben und auch noch nie dem dickeren gegammelten Brot (das regelrecht zerhackt werden muß, um zerkaut werden zu können) begegnet sind.

Noch gibt es diese herrlichen, würzigen Brotarten, und am besten dort, wo die Bauern nur zwei- oder dreimal im Jahr backen und es daher zum Trocknen und Trockenhalten in „Brotrechen“ oder „Ruhmen“ (Rahmen), im Vinschgau auch „Brothurt“ — Holzgestellen zum Hineinstellen der runden Fladen — aufbewahren. Der gute Speck dazu, aber auch der mitunter nur noch vom alten Ruhm zehrende Rote, wird hingegen immer seltener, da ebenfalls nach mehr industriellen als altgewohnten Methoden hergestellt.

Vom berühmten Südtiroler Bauernspeck zum Beispiel kann nur noch der profitieren, der ihn direkt beim Erzeuger erwirbt, in dessen Kaminen oder Räucherammern er reifen kann und zuvor entsprechend behandelt wird. Das liegt einerseits an einer veränderten Schweinezucht, andererseits an den Importen, denen zufolge der Südtiroler Speck, wie man hören kann, als unveredeltes Ausgangsprodukt über Holland aus Indonesien importiert und dann rasch irgendwo

geselcht wird. Andere haben einen mäßigen Speck aus Nordtirol importiert, um ihn dann diesseits des Brenners unter dem Gütezeichen des einheimischen Specks an Nichtkenner zu veräußern (eine passende Gelegenheit hierfür bilden die organisierten „Törggelle“-Partien). Viele, die den Unterschied bemerken — wie etwa den zwischen gespritztem und ungespritztem Obst, gut, nur ordentlich oder einfach schlecht gekelertem Wein — gibt es offenbar ohnedies nicht mehr, die Händler müßten sonst auf ihren gar nicht billigen Erzeugnissen dieser Art sitzen bleiben.

Was hat man in Südtirol einmal besonders geschätzt? Das waren „Haller Salz / Kastelruther Schmalz / Traminer Wein / Sarnner Schwein / Laidner Woazen / Vinschger Kloazen!“.

Bleiben wir zunächst beim Wein in diesem ältesten Weinbaugbiet des heutigen deutschen Sprachraums, seit die Rebe von den Illyrern zu Beginn des ersten vorchristlichen Jahrhunderts im oberen Tal der Etsch eingeführt wurde und „rätischer Wein“ auch in Rom begehrt war. Eine uralte Tradition hat es aber nicht verhindern können, daß nun auch in Südtirol anstelle der einst von so vielen Traubensorten gewonnenen, charaktervollen Weine mehr und mehr etwas von der Sorte jenes „Kalterer See“ treten konnte, der das Weinland Südtirol bei Weinliebhabern in aller Welt in Mißkredit bringen mußte.

Jetzt kann man folgerichtig auch erleben (und das ist schon nicht mehr mit Kulturlosigkeit zu entschuldigen, das ist ein Rückfall in reine Barbarei), daß einem Wein (auch roter!) aus dem Eiskasten serviert wird, „weil es die Gäste wünschen“ (woher diese Gäste kommen, wird der Leser mittlerweile erraten können). Weißwein kann man dafür umso häufiger in Zimmertemperatur erhalten. Vergessen scheint die Regel, daß Rotwein im allgemeinen Temperaturen zwischen 14 und 18 Grad, Weißwein zwischen 8 und 15 Grad oder Kellerfrische haben sollten. Charakteristische Bezeichnungen hatten die Trauben einmal, als aus ihnen nicht nur die Allerweltsabfüllungen wie „Bozner Hügel“ und „St. Magdalener“ konstruiert worden waren: Adlerkrallen, Blatterle, Fraueler (ursprünglich vielleicht Friauler? — von dorther beziehen nicht wenige Einheimische jetzt ihre vorzüglichen Tischweine), Goasgagler, Hunnische, Jungferler, Mäuseleweimer, Ochsenauge, Patschnissen, Pfefferer oder Versaillen. Viele dieser Bezeichnungen weisen auch auf Herkunftsbezeichnungen hin. Es muß auch in dieser Hinsicht einmal weniger eng zugegangen sein in Südtirol. Der berühmte Lagreiner zum Beispiel hat seinen Ursprung im Val Lagarina bei Trient.

Jetzt ist man außerdem draufgekommen, daß Äpfel den besseren Gewinn abwerfen als Trauben. So verfügt das Burggrafnamt zwischen Naturns und Gargazon nur noch über etwa ein Fünftel der einstigen Rebflächen. Viel wurde auch für Siedlungen und „touristische Einrichtungen“ geopfert, bis zur „Besinnung in letzter Stunde“ aufgerufen wurde („Dolomiten“, im April 1978), weil man sich der Tatsache bewußt geworden war, „daß die schönen Rebzeilen ein wertvoller

Bestandteil der Burggräfler Landschaft und ein Anreiz für das Auge und nicht minder für den Gaumen“ seien.

Vor allem waren es jedoch die Obstplantagen, die aus einem Gartenland, „in dem die langgeschwungenen, dichten Pergelreihen die schönste Zierde waren“, langweilige Golden-Delicious-Strauchwälder hatten entstehen lassen, so lange, bis die lokale Weinproduktion für den Bedarf nicht mehr ausreichte. Die Golden Delicious, dieser zwar gut lagerbare, wegen seiner künstlichen Reifung aber meist sehr fade schmeckende Allerweltsapfel, der etwa dem köstlichen, für Südtirol einst charakteristischen Gravensteiner das Wasser abgegraben hat, war in den fünfziger Jahren eingedrungen und hatte die alten Weingärten innerhalb von zwei Jahrzehnten aufs äußerste reduziert. Aus dem Weinland war das größte geschlossene Anbaugbiet für Kernobst in Europa geworden. Die Zunahme des Apfelbaumbestandes betrug zwischen 1964 und 1970 mehr als 50%. 1975 war der Gravensteiner auf 5% abgesunken, der Golden Delicious nahm 35% ein (gefolgt von Jonathan mit 24 und Morgenduft mit 23%). Die Naturlandschaft in den Tälern, die kleinen, von Weiden und Gesträuch, Wassergräben und Tümpeln bestimmten Biotope waren um dieser Plantagen willen eingeebnet und ausgetrocknet worden.

Wer nun so essen möchte, wie die Südtiroler einst gegessen haben, vor allem die Bauern, wird statt dessen das europäische Einheitsmenü serviert erhalten. Vielen Südtirolbesuchern werden Gerstensuppe, „Tirtln“, Krapfen aller Art (gebackene und die „Schlutzkrapfen“, vor allem aber auch die mit Mohn gefüllten, der deswegen um jedes Bauernanwesen angebaut wird), abgeschmälztes Mus und plentene Knödel (selbst die schlichte Polenta) nie unter die Augen oder an den Gaumen geraten – auch nicht der immer noch existente gute, aber für den üblichen Massenkonsum zu teure Wein, auch nicht der richtige Speck und das richtige Brot nur dem, der es zu finden weiß. Nur, weil die Südtiroler in einer seltsam anmutenden Selbstverleugnung glaubten, es ihren Gästen recht machen zu müssen, womit sie sie höchstens um Eindrücke betrügen, die es mit dem „Cordon bleu“ oder dem „Jägerschnitzel“ und dem dazu gelieferten Münchner Bier immer schon leicht hatten aufnehmen können.

- 34 *Der von einem Holzzaun umgebene Bauerngarten, von Salat, Gemüse, Gewürzsträuchern und Blumen besetzt, fehlt an keinem der alten Höfe und bildet einen Restbestand der ehemals autarken Wirtschaft. Besonders üppig wuchert das Gartengrün im niederschlagsreichen Pustertal.*
- 35/36 *Während sie im oberen Pustertal mehr und mehr verschwinden, bilden die Skelettbauten der „Harpfen“, die dem Aufhängen von Heu und Stroh zum Zweck des Trocknens im Freien dienen, für das Gsiesertal noch ein Charakteristikum. Nach Meinung der Volkskundler handelt es sich bei diesen sonst nur noch im Drautal und seinen Seitentälern sowie im slowenischen Krain anzutreffenden Trockengerüsten um Relikte slawischer Besiedlungsformen.*
- 37 *Auf steilem Gelände ist das Einbringen von Heu und Stroh nur auf der „Kraxn“ möglich, einem hölzernen Traggestell, wie es noch vor zwanzig oder dreißig Jahren überall Verwendung fand. Hier der Bauer von „Bremstla“, einem der hochgelegenen Höfe im Martelltal.*
- 38 *Kornerte auf einem der höchstgelegenen Felder des Mühlwaldtals im Pustertaler Gebiet auf etwa 1500 Metern Höhe. Alles wird dort noch mit der Hand erledigt: das Getreide wird gesichelt, zu Garben gebunden und übereinander gehäuft.*
- 39/40 *„Kornmandln“ finden sich im Südtiroler Bauernland noch in vielen Varianten. Hier zwei Beispiele aus dem Pustertal.*
- 41 *Diese Mühle im Weißenbachtal, einem von Sand in Taufers abzweigenden, seinen Namen von der weißen Gischt des steil herabstürzenden Baches tragenden Seitentals, ist wie die meisten anderen dieser Gegend nicht mehr in Betrieb. In den Seitentälern des Vinschgaus kann man solche alten und sorgsam gepflegten Kornmühlen aber in Funktion vorfinden.*
- 42 *Um den Weiler Ast vor Terenten im Pustertal gruppiert sich am Winnebach noch eine große Anzahl von Mühlen. Sie sind samt und sonders dem Verfall preisgegeben.*
- 43 *Nur noch in abgelegeneren Teilen findet man in Südtirol das Areal eines Bauernhofs noch so stark von jenen Werkzeugen und Zubehören belebt, die der Haus- und Feldwirtschaft dienen oder zu Zeiten benötigt wurden, als die – immer noch weitgehend erhaltene – Autarkie eines derartigen Anwesens eine größere war.*
- 44 *Steinerne Backöfen, die wie plastische Gebilde aus den Mauern hervorspringen, von Kragsteinen und Balken gestützt, finden sich so noch im Vinschgau in zahlreichen Varianten. Dieses Bild stammt aus Tarsch. Man wird es wohl nicht mehr lange erleben können.*
- 45 *Das kunstvoll in einen Holzrahmen eingebundene Geäst und Reisig dient als Egge dem Verteilen des Mists, der im Frühjahr auf die Wiesen ausgelegt wird. Ein Werkzeug dieser Art ist in intaktem Zustand heute nur noch selten an entlegenen Orten anzutreffen.*
- 46 *Schädel von Kühen oder Stieren bewahren den Hof nach uralter Überlieferung als Giebelschutz vor Unheil. Neben derartigen Applikationen finden sich – wie auf diesem Hof in Moos im Pustertal – meist auch noch Räder, Deichseln und andere Gegenstände angebracht, die ausgedient haben, die man deswegen aber nicht missen will, sind sie doch durch die Hände von Generationen gegangen.*
- 47 *Blühende Buchweizenfelder („Heiden“, „Schwarzplenten“) haben die Landschaft noch vor zwei oder drei Jahrzehnten im Spätsommer mit ihrem hellen Rosa um reizvolle Akzente bereichert. Heute wird diese Möglichkeit einer zweiten Ernte nach dem Einbringen von Weizen oder Roggen nur noch selten genutzt. Ein Bild dieser Art (im Hintergrund Schloß Rodeneck auf einem die Rienz überragenden Sporn) ist daher selten geworden.*













41 WEISSENBACH

42 AST













Das verlorene Paradies

Südtirol . . . ein Land mit dem letzten Widerschein des Paradieses. Geht eilig hin, sonst ist der Segen verflogen, denn sie verbarrikadieren und verbauen die Landschaft mit Häusern, Hotels, Pensionen und Appartementburgen. „Kurier“, Wien, 3. 12. 1978

Dies konnte man in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts unter den Faschisten, die damals gegen die Abessinier Krieg führten und in den Südtiroler Grenzgebieten unentwegt Bunker bauten, noch erleben:

Einen Marktflecken und seinen Umkreis, wo es viele wenig Begüterte, aber keine so Wohlhabenden gab, daß sie daran hätten denken können oder müssen, zu erbauen, was jetzt so viel vernichtet hat; eine Gemeinde, in der es ein paar Italiener gab, ein wenig deutsch-nationale (kaum als wirklich nationalsozialistisch anzusprechende) Agitation wie überall (weil sie sich gegen eine militante Fremdherrschaft richtete), die bei gutwilligen, naiven Leuten auf fruchtbaren Boden stieß und in der man den Kriegseintritt Italiens dennoch mit Glockengeläute einstimmte; in der man auf dem Pfarrplatz vor dem Friedhof um die Kirche bald das Lied vom „Guten Kameraden“ blies, weil es die ersten „Heldenopfer“ gegeben hatte.

Die Zeit begann sich zu verändern, aber das Vergangene war noch Bestandteil des Gegenwärtigen. Es lebte.

An den Markt schloß sich ein Gelände an, das gegen den Berg über ihm anstieg: Eine Wiese zunächst oder besser: ein Platz, auf dem man sich bewegen konnte, wo die Kinder ihren Spielen nachgingen, dann in ein von Trockenmauern und kleinen Wegen, von Berberitzen und anderem Gesträuch durchzogenes, kleinteiliges, trockenes, wärmespeicherndes Areal übergang, in dem sich Smaragdeidechsen wohlfühlten. Man nannte es „das Paradies“. Über ihm führte ein alter Pflasterweg nach oben, gegen einen weiteren Ort, und auf halbem Weg gab es dort einen geheimnisvollen Platz, den man die „Jungfrauenrast“ nannte. Drei heilige Jungfrauen mit den seltsamen Namen Aubet, Cubet und Quere sollen dort auf ihrer Flucht vor den weiter südöstlich eingedrungenen Hunnenscharen (die damals das blühende spätrömische Aquileja zerstört hatten) von einer Quelle gelobt worden sein.

Ein Bach durchschnitt den Ort, an ihm gab es eine Schmiede und Mühlen. Das Ambiente um diesen Wildbach hat vor über hundert Jahren Ludwig Steub so beschrieben: In diesem Taleinschnitt „bietet sich eine ungemein malerische Schau. Die Häuser stecken da alle ihre Hinterteile traulich zusammen und zeigen sich so unbefangen, als wenn sie gar niemand beobachten könnte. Düngerhaufen, Laubengänge, Treppen, Vorbauten, Erker, Dachrinnen,

Vogelnester, Blumentöpfe, trocknende Wäsche, andere unnennbare Anstalten, und unten die zerrissenen buschigen Ufer des Baches bilden zusammen einen bunten Wirrwarr von Farben und Linien, der zum heitersten Gemälde Anlaß geben könnte“. Steub fühlte „deutlich, daß diese Landschaft eine andere Geschichte hat und von einem anders gemischten Stamm bewohnt wird, als die Thäler am Eisack und an der Etsch“.

Der Bach fiel reißend und steil in den Fluß, der vom Osten kam und an dem es wunderbare Sandbänke gab, ein idyllisches Badeufer. Jenseits dieses Flusses, den Wald hinauf, gelangte man an einen künstlich angelegten Mühlteich mit einer damals schon stillgelegten oder nur noch selten gebrauchten, jedenfalls intakten Mühle mit großem Schaufelrad, auf dem man sich tretend bewegen, von dem man sich hochziehen lassen, auf dem man allerlei Mutproben bestehen konnte. Der Weiher war mit dunklem, moorigem Wasser gefüllt, war an seiner in Sumpfland mündenden Seite stark mit Schilf bestanden, und an warmen Sommertagen war er erfüllt vom Ruf der Unken, dem Geschwirr großer, buntschillernder Libellen. Nattern zogen auf seiner ruhigen Oberfläche ihre Schlängellinien. Es gab dort Frösche, Salamander, seltsame Würmer. Und in der Teichmitte ruhten die Blätter und Blüten der Seerosen.

Etwas mehr rechtsab existierte ein uraltes, bereits vor fast tausend Jahren genanntes, im Mittelalter als „guet Weiber Paad“ gekennzeichnetes Bad, eine altösterreichische Laubsägearchitektur der Jahrhundertwende, ein wenig fremd, weil so groß, und dennoch anziehend. Auf der anderen Seite führte der Weg zur Burg hinüber, dem alten Gerichtsort, auch er voller Geheimnisse. Man konnte sich dort die Phantasie durch tiefe, schaurige Verliese beleben lassen, die einem vorgeführt wurden, während jemand die Geschichte vom Geist zum besten gab, der alle zwanzig Jahre erscheine und nach Erlösung durch den suche, der ihm zu folgen bereit sei und dem er einen Schatz zeigen würde. Ein Paradiesgärtlein war direkt über steilen Felsabstürzen angelegt, die in das schluchtartige Bett des Flusses tief unten abfielen. Kaum, daß man sein Geräusch wahrnehmen konnte. Gefangenen, die man dort ausgesetzt hatte, blieb nur die Wahl, zu verhungern oder sich über die Felsrippen gegen das grün heraufschimmernde, sich um den Burgberg schlängelnde Band des Flusses hinabzustürzen.

Der den Ort teilende Bach trat durch eine Waldschlucht heraus, der zwei Berge trennte. Auf den einen führte der bereits erwähnte alte Pflasterweg, ins Tal selbst führte der steile Weg in die Sommerfrische, dem von Schweighöfen besetzten Ort weit drinnen, von wo's aus immer noch weiterging auf eine Alm mit dem Namen „Fane“ (was wieder an jene geheimnisvollen Fanesmatten und -felsen oben in den Dolomiten erinnerte, die man nur aus den Sagen von der schönen Dolasilla und vom Ey-de-Nët kannte) und weiter zu einem „Wilden See“, in dem es grollte, wenn Unwetter nahten, und weiter auf einen hohen Berg, den man die „Wilde Kreuz-

spitze“ nannte, und weiter, über die Grenze — ein Weg, von dem man erzählte, daß nur Schmuggler ihn benützten.

Rechter Hand also der Berg mit den drei Jungfrauen, links der andere mit der einen, die mit der Mistgabel auf dem Friedhof gestanden sei, eine Katharina, die auf die Franzosen eingeschlagen habe. Von dort aus, vom Rand der Friedhofsmauer, sah man am Horizont eine Kette steiler Bergzacken aufsteigen, das waren nun wirklich die Dolomiten, und man konnte sich von daher etwas unter ihnen vorstellen. Und wenn man diesen kuppenartigen Berg überquerte, legte sich auf der anderen Seite der Sperrriegel einer gewaltigen Festungsanlage vor den breiten Taleingang eines anderen Flusses. Der Kaiser, der sie einst erbauen ließ und nach dessen Namen — Franz — sie benannt worden war, hat ihre Lage von einem Hügel aus bestimmt, den man den „Vogelbühel“ nannte.

„Hier werden Berge abgegraben, dort Höhen aufgeschüttet, alte Häuser niedrigerissen, neue aufgebaut, alte Felsen zerbröckelt und neue zusammengesetzt, Bäche abgeleitet oder in steinerne Betten gefaßt, überhaupt alle die wunderbaren Arbeiten unternommen und durchgeführt, welche die Herstellung einer Alpenbahn erfordert.“ Nun, das ist wieder ein Zitat aus dem alten Steub, und was er damals, als das technische Zeitalter auch diesen Bereich erstmals zu verändern begann, als „wunderbar“ bewunderte, ist später — wie gleich gezeigt werden soll — weit weniger wunderbar fortgesetzt worden.

Taleinwärts des anderen, des heimischen Flusses, lag nur wenige hundert Meter vom „Paradies“ entfernt, jenseits der Eisenbahnlinie, die zu Steubs Zeiten errichtet worden war, zwischen dem Fluß und einem Berghang eingeklemmt, eine viel ältere Festungsanlage, die zugleich eine Grenze markierte. Zuerst war es jene zwischen Rätien und dem Norikum, das sein Zentrum in Kärnten hatte, dann zwischen dem Herrschaftsbereich der Herren von Görz und jenem des Fürstentums Brixen. Die Straße führt immer noch durch die erhaltenen Torbogen der Klause, die zwischen den Brixnern und den Görzern auch eine Zollstelle war. Es ist auch eine Dialektgrenze, und selbst die Häuser sehen im Westen anders aus als im Osten: Dort stellen sich die Paarhöfe mit der Firstseite gegen das Tal, westwärts hingegen gliedern sich die Höfe mit ihrer Traufseite parallel zum Hang.

Und so sieht es dort jetzt aus: Die Durchzugsstraße, vorbei am Herz-Jesu-Kloster, ist noch die alte, enge. Der Markt im Kern bis auf verwandelte Läden (wie der des „Eisenkramers“, wo es alles gab und wo ein spindeldürrer Mann seiner stets mehlbestäubten, voluminösen Frau zur Hand gegangen war) kaum verändert. Nur in der Schmiede hämmert niemand mehr, keine Flaschen, in die ein billiges Limonadengetränk eingefüllt worden war, klirren beim Nachbarn aneinander, die Müller haben ihre Arbeit aufgegeben.

Was das Umfeld des Ortes betrifft, so hat es sich hingegen gründlich in etwas umgewandelt, was man überall haben und mit Unlust betrachten kann. Begonnen hat es schon damals mit dem Bau des Kraftwerks am Fluß und mit den Bunkern. Aber das „Paradies“ zerstörten sie erst in den letzten Jahren: An seine Stelle trat eine in der üblichen Form brutal in den Hang nicht eingefügte, sondern eingemessene Siedlung, von der eine breite, den rechten Berg (und damit natürlich auch den alten Weg) zerstückelnde, durch breite Kehren mit gewaltigen Wunden versehende Straße ihren Ausgang nimmt (nachdem man dort zuvor doch schon eine Seilbahn errichtet hatte). Die alte gotische Kirche im Ort wurde durch einen entsetzlich modernistischen Zubau mit ihm adäquaten künstlerischen Zutaten um ihre Reize gebracht. Der Weg zur Burg hinüber ist einem mit gewaltigen Stützmauern versehenen Straßenbauwerk gewichen, in seiner Art ebenso überflüssig wie die überdimensionierte Straße, die vom alten „Paradies“ ihren Ausgang nimmt. Ins enge Tal hinein kann man nun mit dem Automobil bis auf die Almen fahren, was prompt auch alle tun. Damit es auch jene tun können, die vor der steilen und oft engen Fahrt durch die Schlucht des reißenden Bachs vielleicht zurückschrecken, plant man den (überaus kostspieligen) weiteren Ausbau dieser „Strecke“. Wieder würde damit ein Teil halbwegs intakter Gebirgslandschaft mit den gewaltigen Steinkolossen im Bachbett zerstört.

Im weiteren Umkreis ist die große Festung durch den Autobahndurchschnitt um ihre Wirkung gebracht. Neben der Klause arbeitet seit längerer Zeit ein gerade diesen reizvollen Landschaftsabschnitt um seinen Charme bringendes Schotterwerk, das man ebensogut etwas weiter fluß- (bzw. stausee-)abwärts hätte arbeiten lassen können.

Vor zehn Jahren feierte man an diesem Ort die siebenhundertjährige Wiederkehr des Zeitpunkts, zu dem er zum Markt erhoben wurde (1269). In diesen siebenhundert Jahren ist dort — was seine Substanz betrifft — weniger Unheil angerichtet worden (auch durch Feuersbrünste und Überschwemmungen, die es dort gab) als innerhalb der letzten zehn Jahre. Nicht nur, was das „Paradies“ betrifft, von dem man nicht einmal mehr eine Ahnung gewinnen kann. Es ist ein Beispiel für viele.

(Wer's genau erfahren möchte: gemeint ist Mühlbach im Pustertal, die beteiligten Orte sind Méransen, Spinges und Vals sowie deren Umland bis zur Burg Rodeneck.)

Einst die schönste Alm

... die allerschönste und große alm, so man nit jr gleichen in landt findt . . .

Marx Sittich von Wolkenstein um 1600

Vielleicht, daß die Salwans und Gannes, die Kristanes und Bregostans und andere jener sich in den letzten Schlupflöchern der Seiser Alm verborgen haltenden „Wilden“, die sich schon lange ebensowenig mehr blicken lassen wie der alte Partschott, der sagenhafte Jagdaufseher im Dienst des Königs Laurin — vielleicht, daß sie sich alle einmal zusammentun und sich für all das rächen, was man ihrem Lebensraum angetan hat mit Straßenbauten, Hubschrauberlandeplätzen, Abtragungen ganzer Geländeteile, mechanischen Aufstiegsmöglichkeiten für Leute, die den gesamten Almboden das gesamte Jahr über zu benützen wünschen und jene, die ihn ausnützen. Vielleicht, daß sie ein kleines Heer bilden und dem Sängler Oswald von Wolkenstein begegnen, der es anführen könnte, wenn die „Verheißene Zeit“ anzukündigen ist, in der sowohl der versunkene Rosengarten wiedererstehen als auch all die verzauberten Könige, Prinzessinnen und schlafenden Zwerge zu neuem Leben erwachen werden, der Zirbenwald in alter Pracht wiedererstehen soll. Vielleicht, daß sie dann jenes Paradies wiederherzustellen imstande sind, das es zwei Jahrtausende hindurch bis vor etwa vierzig Jahren war, als man schon hatte kommen sehen, was sich über die von kleinen Schwaighöfen besetzten Matten mit ihren nie abgemähten, borstigen Grasstreifen als Marken legen und diese größte Almfläche Europas mit Zivilisationsmüll anstelle der immer weiter zurückgehenden einstigen Blumenfülle anhäufen sollte: „Aus der alten Alpe mit ihrem friedlichen Almleben“, so hatte Karl Ausserer damals in einer „Schlernschrift“ prophezeit, „wird ein Fremden- und Sport-Tummelplatz. Die Alpe wird sich zwar zu einem volkswirtschaftlichen Wertobjekte neuer Type entwickeln, ihren alten Charakter aber verlieren.“ Sie tat es gründlich. Wieder erhebt sich die Frage, ob der daraus gezogene „Nutzen“ und eine ständig beibehaltene Aushöhlung dessen, was den Charakter einer derartigen Landschaft einst bestimmt hat und wodurch die sie umgrenzende Dolomitenlandschaft zum Postkartenklischee herabgesunken ist — ob dieser Art der Nutzung nicht bald der Verschleiß folgen und ein überbeanspruchtes Areal schließlich auch den neu gefundenen „Wert“ verlieren wird. Es brauchte den ins Eck gedrängten Almbauern dort oben ja nur die Lust vergehen, für den Profit anderer als Landschaftshüter zu arbeiten, und die Almwiesen würden versteppen und sie taugten dann nicht einmal mehr für Skiläufer. Wem klingen, der dort oben seine Konserven und Plastikbehälter ablagert und sich vor Liften und Imbißstuben anstellt, die alten Namen im Ohr und was verbindet er mit ihnen? Wer kennt die

größeren Teile der Alpe mit den Namen Tschapit, Gumerdun, Saltrie, die urkundlich ältesten Almwiesennamen wie Trunkonit, Madlin, Fragine, wer hat Respekt vor den alten Wegen und Ordnungen, vor jenen, die jahrhundertlang an der Ausbildung dieses verschleuderten Almparks gearbeitet haben?

Als die Seiser Alm bereits „erschlossen“ war, machte man sich jenseits des Grödner Tals daran, die Almen um die Seceda mit Ständern und Drähten zu verbauen, und als man auch dort soweit war, dachte man weiter an den unter der Geislergruppe sich für eine ähnliche „Verwertung“ anbietenden Villnösser Talschluß. Und dort begann man sich dann endlich zu wehren und schloß sich zu einer „Aktion zur Erhaltung der Geislergruppe“ zusammen. Ein weiteres Wintersportzentrum wollte man dort nicht haben, an seine Stelle setzte man vielmehr den Plan für einen Naturpark, der auch Bereiche des Grödner Gebiets, die „Innere Raschötz“, einen der letzten intakten Bereiche des Tals, einbeziehen soll.

Einer der Promotoren dieser Initiative argumentierte, wie man auch anderswo längst hätte argumentieren müssen, um Südtirol den Charakter seiner Landschaftsteile zu bewahren: „Mit steigendem Interesse am Umweltschutz und an der Lebensqualität erlangen echte Erholungslandschaften ohne Straßen, ohne Lifte und ohne Fremdenverkehrsindustrie immer größere Bedeutung. Fortschrittsdenken im herkömmlichen Sinn übersieht diese Zusammenhänge, es unterschätzt auch die wirtschaftliche Zukunft echter Erholungslandschaften.“

Schon 1974 hatte man eine eigene „Villnösser Zeitung“ herausgebracht, in der die Probleme klargelegt worden waren: „Die Natur ist unser Grundkapital, nicht nur weil sie schön ist, sondern weil sie uns Grund und Boden und Wasser für unsere Existenz sichert . . . Es ist ein oberstes Prinzip der Wirtschaft, daß jede Investition, die das Kapital angreift, ohne es in absehbarer Zeit wieder aufzustocken, verfehlt ist. Die Fehlinvestitionen auf Kosten der Landschaft sind die gefährlichsten, weil sie am wenigsten wieder gut gemacht werden können. Wir haben dafür schon einige überzeugende Beweise.“

Sie haben sich seitdem in einem kaum vorstellbaren Maß vermehrt.

Verschwindender Formenreichtum

In diesem Buch finden sich Bilder, die auch eine andere Dimension anvisieren als nur die reale, einen bestimmten Sachverhalt verbildlichende. Sie wurden unter einem Aspekt bzw. Blickpunkt aufgenommen, der — wenn man will — etwas mit den Lernergebnissen der Objekt- bzw. der konzeptuellen Kunst zu tun hat.

So können etwa Aufnahmen wie die auf den Seiten 73, 74, 103 und 109 sehr gut auch als plastische Objekte gesehen werden, deren Gestalt einem Herkommen, einer Arbeit und Verarbeitung zu verdanken ist, das der bäuerlichen Tätigkeit entspringt und eine — natürlich unbeabsichtigte — Wirkung über den Zweck hinaus entfaltet.

Wer sich ein Empfinden für Materialien und deren emotionale Wirkungen entfaltende Eigenschaften und Werte angeeignet hat, wird ein Bündel von Reisig und dünnen Ästen, mit dem man bäuerliche Kachelöfen speist („Schab“); der wird auch ein Geflecht, wie man es für die Wieseneggen vom Typ der auf Seite 74 gezeigten Art entwickelt hat, unter dem Aspekt des Ästhetischen zu sehen und zu bewerten wissen. Dasselbe gilt für eine Pyramide gespaltenen und wohlgeschichteten Holzes (Seite 109).

Derartige vorgeformt zu entdeckende Materialien und Schichtungen erregen die Aufmerksamkeit dessen, der solchen Bemühungen um Ordnungen anderswo in dieser Art nicht mehr begegnet; ein Aufmerksamwerden gerade auf ihre formalen Qualitäten schärft seine Sinne auch in anderen Bereichen. Eigentlich entstanden die meisten Aufnahmen in diesem Band auch unter Berücksichtigung dieses Seherlebnisses: Es handelt sich dabei um ein Formgut, das uns im Zusammenhang mit ökonomischen Veränderungen verlorengeht.

Wo man darüber noch verfügt oder wo man es nach wie vor schafft und benötigt, sollte es die Wahrnehmungskraft zumindest derer prägen, die im allgemeinen nicht erkennen, wie das Formbewusstsein des Menschen auch von derartigen Begegnungen meist unbewußt geprägt wird. Sicherlich hat die Nivellierung des Formdenkens im Bereich des Bauens von Häusern und Straßen oder in der Wiederherstellung alter Strukturen nicht zuletzt darin seinen Grund, daß der Sinn auch des Bauern für das formal aus guten Gründen so und so Gewachsene schrumpft. Weshalb auch er Gefahr läuft, unbedacht preiszugeben, was durch nichts anderes oder gar Modisches ersetzt werden kann und was uns ärmer macht.

- 48 *Zu den eindrucksvollsten unter den alten Bergbauernhöfen Südtirols zählen jene des Schnalstals. Es sind reine Holzbauten mit aus Lärchenstämmen sorgsam gefügten Balken und Giebeln, dem Kreuzifix in der Mitte und den der Abwehr des Bösen dienenden, gekreuzten Drachen- und Pferdeköpfen auf dem First. Das hier gezeigte Beispiel einer Hausfassade stammt aus dem größten Ort im Schnalstal, aus Unser Frau, wo sich das Tal nach Überwindung einer Steilstufe zu weiten beginnt und die Gletscher näherrücken.*
- 49 *Die Höfe um Luttach zur Linken und zur Rechten des Weißenbachtals liegen balkonartig über dem Ahrntal, das als schönstes Hochtal Südtirols gilt.*
- 50 *Der Stadlgiebel vom Fillerhof in Tschirland hält Zweisprache mit der Ziel- und Kirchbachspitze. Licht und Schatten kennzeichnen den westöstlich verlaufenden Vinschgau mit seinen starken Landschaftskontrasten.*
- 51 *Pferde- oder Drachenköpfe zieren den First der alten, aus Holz erbauten Höfe im Schnalstal (siehe auch Abb. 46).*
- 52 *Der christliche Schmuck des Dachfirstes an einem Beispiel in Lappach im Mühlwaldtal — einem vor Taufers abzweigenden Seitental. Barocke Figuren unter der thronenden Christusfigur zieren den Firstbereich.*
- 53 *Teil des weitläufigen Wirtschaftsareals auf dem Terrain des Holzerhofs über dem Mühlwaldtal. Hier ist tatsächlich noch so gut wie alles aus Holz erbaut. Und alles ist*
- noch beim alten. Erst 1969 wurde dort elektrischer Strom hinausgeführt und erst seit wenigen Jahren gibt es den ausgebauten Güterweg, der den Hof mit dem Tal verbindet. Aldo Gorfer widmete ihm ein Kapitel seines Buchs „Die Erben der Einsamkeit“.*
- 54 *Getreidespeicher vor Karthaus im Schnalstal mit den charakteristischen Ständern, die den Mäusen den Zugang verwehren. Speichertypen dieser Art werden, da man sie nicht mehr unmittelbar benötigt, immer seltener. In anderer Form begegnet man ihnen vor allem noch im Ahrntal.*
- 55 *Ein Stadel bei den Höfen von Talson (siehe Abb. 20). Diese Bauten hängen förmlich über den steilen Lehnen, auf denen immer noch Getreide angebaut wird. Der Wechsel zwischen Wiesen und Feldern ist für die Festigung des Terrains im übrigen wichtig. Wo er aufgegeben wird, kommt es leichter zu Murenabgängen und Zerstörungen der oft nur dünn über dem Felsen liegenden Grasnarbe.*
- 56 *Ein von Ranken umschlungenes Kreuzifix in Schluderns wirkt symbolisch. Das gesamte religiöse Brauchtum ist eng mit der Natur und der in ihr verrichteten Arbeit verbunden. Diese enge Wechselwirkung prägte die Frömmigkeit des Tirolers auf eine stark berührende Weise. Von ihr zehrt ein Kirchensystem, an dem die Zeiten spurlos vorübergegangen zu sein scheinen.*







49 LUTTACH

50 TSCHIRLAND



51, 52



53



54 SCHNALSTAL

55 TALSON





Die Letzten dort oben

*Es ist diese grenzenlose, vornationale und vorindustrielle
bäuerliche Welt, die bis vor wenigen Jahren überlebt hat,
der ich nachtrauere . . .*

Pier Paolo Pasolini

Nicht, daß man sie vergessen hätte oder nicht beachtete. Im Gegenteil. Die Bergbauern in Südtirol sind zu einem Thema für Illustrierte geworden, so exotisch muten sie den an, der bei ihnen die „heile Welt“ vermutet (nicht völlig zu Unrecht im übrigen).

Etwa in der Form jener Idylle, wie sie eine dieser Illustrierten als „Leben wie in der guten alten Zeit“ schildert: „Der Bauer mäht die steilen Hänge, bessert das lärchene Schindeldach aus, holt im Winter über eisige Hohlwege das Holz ins Tal und betet vor jeder Mahlzeit unterm Herrgottswinkel den Rosenkranz.“ Und wir haben „keinen Grund, diese Bauern zu bedauern. Denn sie sind glücklich.“

Sie sind es und sie sind es nicht. Das haben sie mit jenen gemein, die viel glücklicher sein könnten und es dennoch nicht sind. Allerdings aus anderen Gründen. Sie kennen noch etwas, das mit Not und Sorge zu tun hat. Geburt und Tod liegen bei ihnen noch eng benachbart, sie könnten den Tod, selbst wenn sie wollten, nicht wegschieben und verdrängen, wie das der Mensch in der Industrie- und Konsumgesellschaft tut. Die Natur ist ihnen zugleich Lebensspender wie Bedrohung, der sie ganz direkt Herr werden müssen.

Ohne jene Leistungen, die dem normalen, organisierten Arbeiter oder Angestellten mit seinen vielen Privilegien und sozialen Schutzvorrichtungen unzumutbar erschienen, könnten sie nicht überleben. Diese Leistungen aber bilden auch ihre Stärke. Erleichterungen, die es vor allem für jene gibt, die einen Zufahrtsweg erhalten haben, sie sich zum Teil mechanischer Hilfsmittel bedienen, die sich in einem bescheidenen Maß „modernisieren“ können, haben zentrale Wertverschiebungen auf der anderen Seite zur Folge.

Diese „Erben der Einsamkeit“, wie sie der italienische Journalist Aldo Gorfer in einem gleichnamigen (von Flavio Faganello durch Photographien eindrucksvoll begleiteten), sehr lesenswerten, sehr tief in die Problematik des Südtiroler Bergbauernturns eindringenden Buch schildert, haben wenig zu gewinnen und durch den Einbruch technisch-zivilisatorischer Errungenschaften auch in den freien Höhen doch viel zu verlieren. Nämlich das, was sie durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende als das Ferment eines kleinen Volkes entscheidend hatte wirksam werden lassen und nach wie vor wirken läßt.

„Zwei Dinge auf den Höfen beeindruckten in erster Linie“, schreibt Gorfer einprägsam und prä-

zise: „die angeborene Fähigkeit, sich an jede Situation anzupassen, und der Gemeinschaftssinn. Es wäre ungerecht zu sagen, dies seien angeborene Tugenden, die von Generation zu Generation überliefert wurden. Meiner Ansicht nach sind es universelle Werte, die die moderne Gesellschaft verloren hat, weil sie sich aus Angst vor Schmerzen in Egoismus und Gleichgültigkeit zurückgezogen hat. Und doch sind beide Eigenschaften zum Leben notwendig: Ohne spontane Anpassungsfähigkeit und ohne Gemeinschaftssinn, ohne das gegenseitige sich Helfen und Verstehen könnten die Leute auf den Berghöfen nicht weiterleben.“

Es ist also nicht so sehr die Hilfe, die ihnen von unten zuteil werden könnte, als das Bewußtsein von der Notwendigkeit des Beharrens auf alten Fähigkeiten, das sie in diesen Regionen und unter Annahme ihrer Bedingungen am Leben erhält und sie gelehrt hat, den Wert dieses Lebens anzuerkennen und zu respektieren. Sehr viele wollen dabei bleiben, aber eben nicht nur als „Umweltschützer“ oder „Landschaftsgärtner“, zu denen sie nebenbei und glücklicherweise werden, sondern aus einer überlieferten Sinnvorstellung heraus und als jene freien Bauern, die nie eine Art von Leibeigenschaft gekannt hatten.

Von ihr waren die Knechte und Mägde allerdings umso mehr betroffen — aber ihre Geschichte, die eine abgeschlossene ist, weil es Knechte und Mägde nicht mehr gibt, sondern bestenfalls die Kinder, ist eine eigene. Der Tiroler Bert Breit hat sie in einer eindrucksvollen Fernsehdokumentation geschildert. Sie beginnt mit folgenden Worten: „Vieles ist schon gesagt und geschrieben worden zum Lob und Preis des Bauernstandes. Fast nichts hingegen berichtet uns die Geschichte von den bäuerlichen Dienstboten, von den Knechten, Mägden, Rossern, Futterern und Stadlern, obwohl diese seit jeher den Großteil der Arbeit am Hof und auf dem Feld leisteten und so durch Jahrhunderte herauf den Wohlstand der Bauern geschaffen, vermehrt und erhalten haben.“

Von Wohlstand kann „bei denen dort oben“, bei den Bergbauern zwischen 1.500 und 2.000 Metern Seehöhe, freilich keine Rede mehr sein, weil selbst des einstige „Auskommen“, wenn es beibehalten werden konnte, verglichen mit dem in den Tälern keines mehr ist. Sie sind arm — aber frei. In Tirol verfügte der Bauernstand seit dem „Freiheitsbrief“ aus dem Jahr 1342 über Sitz und Stimme im Landtag. Der Hof ist unteilbar, muß aber häufig für mehr sorgen als nur die eigene Familie, wenn er sich's nicht leisten kann, Erbberechtigte „auszuzahlen“.

Er darf sich zwar als Herr fühlen, und er ist auch ein Herr. Dafür muß er heute mehr denn je schuften wie ein Knecht. Immer wieder werden ihm Kränze der Verehrung geflochten, die er gewiß auch verdient, von denen er aber nicht abbeißen kann (seine Kinder sind es, die sich, wandern sie vom Hof ab, im Tal unten, in Gemeinden und Städten, als die tüchtigsten, verlässlichsten und noch über eine natürliche Frische verfügenden Mitbürger herausstellen; sie sind es, von denen das Land auch in Zukunft zehren wird; sie sind es allerdings auch, mit denen Demagogen und Ideolo-

gen aller Art, wenn sie auf „Heimattreue“ oder auf etwas ganz anderes pochen, immer schon relativ leichtes Spiel hatten, denn sie sind gutgläubig und lassen sich gern vor diverse Karren spannen). „Während meiner Reise zu den abgelegenen Südtiroler Höfen“, schreibt Gorfer, „habe ich kein einziges Mal sagen hören, daß irgendein Politiker — auch nicht im Sommer — diese Leute besucht hätte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, um sich persönlich um die Probleme zu kümmern, die diesen Menschen nahegehen, oder sich wenigstens dafür zu interessieren.“

Man bedient sich ihrer gern, man weist gern auf sie hin, wenn die Walze von der „Bewahrung des Volkstums“ aufgelegt wird, die tatsächlich ausschließlich in den Händen dieser beharrlichen, guten und fleißigen Menschen liegt. Im übrigen aber läßt man sie mit ihren Problemen allein — und es ist schwierig, herauszufinden, wie und wo man ihre Lage verbessern könnte.

Dort nämlich, wo man dem Götzen Fortschritt Opfer bringt, bricht sehr bald vieles auseinander: Der Familienverband, der allein das Überleben der Bergbauern und ihrer Landschaft garantiert, das Nachbarschaftsverhältnis (in der Einsamkeit ist man mehr als anderswo aufeinander angewiesen), das Band, das die Kinder mit den Traditionen ihrer Eltern und deren Voreltern verbindet, das Gemeinschaft erhält und immer wieder neu erstehen läßt. Das Alte wird dann leicht verworfen (es beginnt mit dem Ausverkauf nicht mehr benötigter Utensilien), das Handwerk stirbt, das Brauchtum als etwas eng mit dem Leben Verbundenes, Leben Stützendes weicht derselben kulturellen Passivität, wie sie sich unten ausgebreitet hat, von pseudokulturellen Aktivitäten nur schlecht überdeckt.

Wer sie nicht erlebt hat, wie sie im Winter abwärts geführte Erde ihrer kleinen Äcker in Flechtkörben wieder hinauftragen oder mittels primitiver Winden „hinaufgratteln“, wie sie ihr Gras auf den abschüssigen Bergwiesen oft mit Steigeisen bewehrt mähen und das Heu auf dem Rücken bergauf tragen, wie sie Roggen und Gerste, wenn sie gereift sind (manchmal bleibt die Ernte aus) mit der Sichel mähen, wie sie auf den Almen leben und dort ihre Milchprodukte verarbeiten — wer all dies nie mit eigenen Augen gesehen hat, wird sich von der Moral kaum einen Begriff machen können, die von diesen ebenso bescheidenen wie stolzen Menschen aufgebracht werden muß, um bestehen zu können.

Wer nur ihre Höfe in den Tälern hoch oben wie Balkone herunterblicken sieht und nicht auch einen der beschwerlichen Wege gegangen ist, die zu ihnen hinaufführen, macht sich von all den Anstrengungen keinen Begriff, denen sie sich unterwerfen müssen. Dann wird ihnen auch der, dem die vielen neuen Wege und Sträßchen ein Dorn im Auge sind, die neuerdings einem empfindlich strukturierten Gelände nicht eingegliedert, sondern auf mehr oder weniger brutale Weise aufgepappt werden, derartige Erleichterungen gönnen müssen.

Etwa dort, wo der höchste Kornhof Tirols auf 1.953 Metern Höhe zu finden ist. Es ist der Finailhof

im Schnalstal, wo Gerste und Hafer noch heute angebaut werden, Weizen und Roggen hingegen nicht mehr, seit der 1956-62 entstandene Vernagt-Stausee errichtet wurde, an dem die neu ausgebauten Talstraßen enden und unter dem acht Höfe liegen.

Im Schnalstal, in dem man von den Obst- und Weingärten des Etschtals um Naturns in Stufen bis an den Rand der Öztaler Ferner alle Kulturstufen auf engstem Raum erfahren kann, wären die Hänge kahl und von Schuttflächen überzogen, gäbe es nicht die Bewirtschaftung durch jene, die H. v. Cube dort als „Trolle“ beschrieben hat. Freilich ist ihr Leben eines, das einem den Gedanken nahelegen könnte, man befinde sich dort, wie es in einer deutschen Wochenzeitschrift stand, in einem „überdimensionierten Bauernmuseum“. Der Unterschied ist nur der, daß vom wahren Leben, jenem nämlich, das sich keine Ausweichstationen schaffen kann und will, bei „den Letzten dort oben“ mehr vorgefunden werden kann als bei jenen, die unten immer die ersten sein wollen.

Wahrscheinlich liegt darin der Grund, warum einer von diesen Bauern, die's schwer haben, sagen konnte: „Auch wenn ich jung wäre und von neuem anfangen müßte, würde ich das Leben als freier Bauer jedem anderen vorziehen.“

Die „heiligen“ Wasser

Wer erleben wollte (und in Teilen immer noch erleben kann), wie der menschliche Eingriff aus purer Notwendigkeit eine vom Standpunkt ihrer Nutzungsmöglichkeit eher öde Gegend mit einer Ordnung überzog, die deren Kultivierung ermöglichte, der mußte, der muß sich im Vinschgau umsehen.

Erst in allerjüngster Zeit hat sich das Bild dieser Landschaft, bestimmt durch das bewundernswerte und die gesamte Talregion bis in höchste Höhen hinauf charakterisierende System zum Teil uralter Bewässerungsanlagen, verändert. Die verbliebenen Reste dieser Wasserzufuhren sollten als in Europa einmaliges Kulturrelikt so weit wie möglich geschont und erhalten werden – auch wenn die Nutzung des zu bewirtschaftenden Bodens Vorrang haben muß.

Den Bauern allein kann dies natürlich nicht zugemutet werden. Eine Art „Ensembleschutz“ der verbliebenen Reste des den Körper Landschaft speisenden Adergeflechts aber müßte möglich sein, und für diesen Schutz hätten jene aufzukommen, die offiziell so gern von den unvergleichlichen Kulturreichtümern dieses Landes sprechen. Eine Situation, wie sie im Vinschgau noch vorgefunden werden kann, ist nicht weniger erhaltenswert als es Burgen oder die Beibehaltung des Charakters von Dorf- und Stadtkernen sind; sie müßte ihrer Besonderheit wegen sogar vorrangig beachtet werden.

Einem Bericht der „Dolomiten“ vom 28. 12. 1977 konnte entnommen werden, daß es dafür noch Möglichkeiten gibt. Neben Waalen, die gerade erst aufgegeben werden, gibt es noch einige besonders attraktive Anlagen, die sich (wie lange noch?) in Betrieb befinden. So der auf 2.000 Metern Höhe seinen Ausgang nehmende Zielwaal über dem Naturnser Sonnenberg, der den Wasserbedarf von zehn Berghöfen deckt, noch von einem Waaler beaufsichtigt wird und im Jahr 1780 errichtet wurde. Wesentlich älter ist der angeblich aus dem 14. Jahrhundert stammende Klammerwaal, dessen Wasser auf etwa 3.000 Metern Höhe unter der Finailspitze im Schnalstal gefaßt wird und der eine Länge von vierzehn Kilometern aufweist. Oder der Goldrainer Jochwaal, dessen Speisungsstelle auf 2.740 Metern Höhe liegt (er ist der dritthöchste aller Hochgebirgswaale im Vinschgau). Insgesamt waren es 1976 noch 57 Wasserzufuhren zwischen vier und elf Kilometern Länge, deren Betrieb funktionierte. 1936 waren im Vinschgau 235 intakte größere Waale gezählt worden.

Sie ließen und lassen den Vinschgau fruchtbar werden — und zwar überall dort, wo sich sonst eine Steppenlandschaft ausbreiten würde. An den Sonnenhängen kann man Gräser finden, wie sie sonst nur in Steppengebieten auftreten. Sie sind das Relikt des Rückzugsgebiets der letzten Eiszeit. Heute findet sich dieser Steppengürtel zwischen den durch die Bewässerung ermöglichten Vegetationsgebieten im Talbereich und den zu den Almen überführenden lichten Föhren- und Lärchenwäldern. Seit mindestens viertausend Jahren zeigt sich diese Zone besiedelt, wofür vor allem Relikte der Megalithkultur in Form der sogenannten, auf kultische Zwecke hindeutenden Schalensteine zeugen.

Wohl schon vor den Römern, aber in größerem Ausmaß nach der Nutzung ihrer Erfahrungen im Bau von Bewässerungsanlagen in trockenen Gebieten, hat man mit dem Bau von Waalen im Vinschgau begonnen. Der Begriff leitet sich vermutlich aus dem lateinischen „aquale“ ab, aber es gibt Forscher, die mit dem keltischen Wort „Bual“ für Wasser spekulieren. In mäßigem Gefälle wird das Wasser, Bergübergänge und Schluchten oder Steilhänge querend, durch Felsen und Moränenschutt in jene Regionen geführt, die erst durch dieses Adernsystem Leben gewinnen und den niederschlagärmsten Bereich der Ostalpen zur Kulturlandschaft werden lassen konnten.

Wasserzufuhren dieser Art, ein System von Faßstellen, Fortleitungen durch gemauerte Kanäle, hölzernen Rinnen, Gräben und Ausläufen, ermöglichten die ersten Siedlungen auf Schutt- und Murkegeln, über die sie sich verzweigten, das Wasser über Kanalränder quellen und oasenartige Vegetationsinseln entstehen ließen. Zwischen dem 11. und dem 14. Jahrhundert wurden diese Adern immer weiter hinauf getrieben, mühevoll und mittels eines enormen Arbeitsaufwands, der die höchsten Siedlungen der gesamten Ostalpen ermöglichte.

Ein eigenes Recht regelte und regelt die Nutzung des „heiligen Wassers“, als das es im Wallis bezeichnet wurde, dessen altes Bewässerungssystem mit dem des Vinschgaus vergleichbar ist. Seit dem 13. Jahrhundert erteilte die Bewilligung zum Waalbau der Landesherr. Benützungsvorschriften wurden in Dorfbüchern und Weistümern verankert. Wasserdiebstahl oder die Verschmutzung des Wassers hatten Geldstrafen zur Folge. Das Lebenselement wurde damals und an solchen Orten anders eingeschätzt als heute.

Ein „Waal“ wachte über die Funktion der Leitungssysteme im Auftrag und Interesse der Bauern. Mitunter konnte es zu Streitigkeiten kommen, wenn das eine Seitental dem andern durch entsprechende Leitungen das Wasser irgendwo hoch oben im wahrsten Sinn des Worts abgrub. Waalgesetze, die „Rode“ (vom lateinischen „rota“) regeln die Bewässerungs- und Umlaufzeit. Sie wird je nach Lage und Bedarf verschieden gemessen und ihrerseits in „Weilen“ — früher nach dem Sonnenstand — unterteilt. Diese Weilen wurden verlost.

Durch ein Schleusensystem wird das von Tragwaalen bis in die zu bewirtschaftenden Bereiche her-

angeführte Wasser in die Nebenwaale nach den durch den „Schweller“ genau regulierten Einheiten „gekehrt“. Mitgeführte Sedimente bilden im Lauf der Zeit die Buckel der sogenannten „Ilzen“. Der absinternde Schlamm bedeutete zugleich die Zufuhr von vegetationsfördernden Mineralien; das überall eindringende Wasser ließ Schädlinge (Mäuse, Maulwürfe, Grillen) kaum aufkommen. Die auch rechtlich komplizierte Form dieser Wassersysteme, die in sich die verschiedenartigsten Struktureinheiten erzeugten, hatte eine eigene Fachsprache zur Folge, wobei einige Ausdrücke, wie eben „Waal“, aber auch „Kandel“ oder „Rode“, schon im Rätoromanischen gebräuchlich waren. Als „Wiere“ bezeichnet man die Holzkandel, und die einfachste Form der Bewässerung bildet der „Tschott“ (von romanisch „concepta“), der Speicher kleinerer Gerinnsel, gemauert und abgedichtet.

„Wasserschellen“ oder „Wasserhämmer“, an Wasserrädern befestigt, schlagen auf Bleche oder Kuhschellen und lassen das Funktionieren eines Waals (oder dessen Auslassen) bis in größere Entfernungen akustisch feststellen. Des Nachts im Zusammenspiel von Hämmern verschiedener Waale ein Klang besonderer Art.

Zu den Waalbauern zählten auch Klöster wie das der Karthäuser von Allerengelberg in Schnals. Ihrem Betreiben ist der Marlinger Waal, mit dessen Bau 1737 begonnen worden war, zu verdanken. Eine den römischen Aquädukten vergleichbare Wasserleitung gab es bei Laas. An die im Mittelalter aus mächtigen Holzstämmen errichteten Kandeln, die das Wasser über die Etsch führten, erinnern noch heute mächtige Steinpfeiler.

Die Waale benötigten zu deren Begehung und Bewachung Begleitpfade, die heute auch als Wanderwege genützt werden, wie jene um Meran, am Kortscher Waal oder zwischen Kastelbell und Juval. Das Wasser selbst wird vielfach in Beton- oder Kunststoffröhren unterirdisch weitergeführt. Der Rückgang dieser „Waal-Kultur“ hängt aber vor allem mit der Einführung rationellerer Beregnungsanlagen zusammen, die nur etwa ein Drittel der zuvor benötigten Wassermenge verbrauchen. Durch sie änderte sich in weiten Bereichen auch das Landschaftsbild mit den es zu Zeiten beherrschenden Wasserschleiern, die im übrigen in der Lage sind, die Blüte vor Frost paradoxerweise durch deren Vereisung zu schützen. Die vielfach von Erlen und Weiden umsäumten, kunstvoll erbauten Wasserwege im mittleren Bereich, das Gemurmel des fließenden Wassers, die Konstruktion von Kandelführungen, wie sie in anderen Bereichen Südtirols in bescheidener Form ebenfalls zu finden sind, können als Ausdruck menschlicher Findigkeit und landschaftsprägender Kultivation nicht ersetzt werden.

- 57 *Holzkanal und Mühle bei Katharinaberg im Schnalstal. Wo es die Gliederung des Terrains erfordert, wird das von Waalen aus den Gletscherregionen herabgeführte Wasser von „Kandeln“ übernommen und oft über beträchtliche Strecken weitergeführt.*
- 58/59 *Holzzäune und Gatter schaffen Einfriedungen und Räume, die auf allen Hofwegen immer wieder durchschritten werden. Wohlgefügte Trockenmauern werden immer seltener, an die Stelle der alten, verschieden strukturierten Holzzäune treten Absperrungen aus unangepaßten Materialien.*
- 60 *Während des Sommers wird die Bauernlandschaft zusätzlich von Reihen trocknenden Heus auf Drähten wie diesen (auf dem Welsberg gegen die Sextner Dolomiten) belebt, wenn es sich nicht um einzelstehende und sich aneinander reihende Heuständer handelt.*
- 61 *Ein in eine Röhre einmündender Waal und absterbende Weiden bei Kortsch im Winter. Dieser wie stets von einem Weg begleitete Waal oberhalb der Weinterrassen wurde mit Steinplatten ausgekleidet.*
- 62 *Die andere Form der wasserzuführenden Rinne ist die Holzkanal, hier über einem Waaleinschnitt bei Schloß Juval auf dem Sonnenberg am Eingang ins Schnalstal.*
- 63 *Sogenannte „Ilzen“ bilden sich durch die Bewässerung mittels der Waale; es entstehen mit der Zeit üppig grünende Waalhügel aus vom Wasser mitgeführten Sedimenten.*
- 64 *Die Waale führen zunächst über vegetationsarme Hänge und münden in Talnähe im bewaldeten Gebiet.*
- 65 *Auch Wiesen werden in den Talgründen oder in höheren Regionen durch das Kanalsystem der Waale bewässert. Steineinfriedungen verbinden das zu rasche Versickern des Wassers und das Abbrechen der Begrenzungen eines Grabens. Auf den Wiesen versickert das „Wasserwaalwasser“ endgültig. Hier oberhalb von Glurns.*
- 66 *Wo der Mensch sein Vieh hintreibt, sorgt es seinerseits für entsprechende Markierungen. Ein Stück Weideland auf Almböden, seiner Struktur oder seines Futterwerts wegen zum Heumachen nicht geeignet, wird von Kühen begangen, die dem Terrain eine eigene Form verleihen.*
- 67 *In Weinbergorten wie in Tramin lassen sich noch alte Pflasterwege vor allem auf steil gegen die Weinberge führenden Wegen finden. Sie verleihen Trittfestigkeit und lassen das Wasser nicht sturzbachartig ablaufen.*
- 68 *Die in die Hangterrassen der Weinberge bei Goldrain eingefügten Steinstufen ermöglichen ein Überschreiten der Trockenmauern. An ihnen entlang laufen kleine Bewässerungsgräben, die von Weiden umstanden werden. Ihre Ruten dienen dem Binden der Reben.*
- 69 *Unwillkürlich ergeben sich aus dem kunstvoll gelegten Scheiterholz plastische Formen. An ihnen zeigt sich auch, welches Verhältnis der Mensch zu seinen Gütern hatte, bevor er in ihnen lediglich das für den Verbrauch bestimmte Objekt sah. Ein geschichteter Holzstoß wie dieser verfügt über eine „Seele“.*
- 70 *Weinbergstufe mit aus widerstandsfähigen Hölzern geformten Pergeln im Überetschgebiet.*
- 71 *Mittels Fichtenzweigen kunstvoll gebundener Zaun vor dem Hausgarten der Pfaffenberghöfe oberhalb des Garderts im beginnenden Enneberg.*
- 72 *Der alte, von der Raschötz in Gröden abwärts führende Plattenweg, der aus zum Teil gewaltigen Felsbrocken gefügt wurde und im oberen Teil von ebensolchen gesäumt wird, ist Teil eines vorzeitlichen Urwegs vom Eissacktal bis zum Grödner Joch. Es ist der „Tròy Payán“, der „Heidenweg“. Uralte Orts- und Flurnamen begleiten ihn: Albions, Lajen, Tschöfas, Tanürz. Über ihre Etymologie weiß man wenig. Der Weg erschließt prächtige Weitblicke wie hier gegen den Absturz der Seiser Alm mit dem dahinter liegenden Schlern-Massiv.*



57 SCHNALSTAL







61 KORTSCH

62 SCHINALSTAL







63, 64, 65 ILZE UND WAALE

66

107



67, 68









Vom alten Wesen Tirols

Wer nach charakteristischen, in dieser Form und Vielfalt nur in Südtirol vorzufindenden Behausungen Ausschau hält, in denen sich das bäuerliche Element mit dem kleinadlig-bürgerlichen trifft oder getroffen hat, der findet sie angesichts der verschiedenen Typen des Herrenhauses und Edelsitzes. Derartige Edelsitze reichen vom bäuerlichen, ein herrschaftliches Element hervorkehrenden Maierhof bis zum schloßartigen Areal und den zahlreichen Varianten dazwischen.

Mehr als Schlösser und Burgen kennzeichnen sie das die verschiedensten Kultur- und Stilelemente aufnehmende und den jeweiligen klimatischen und agrarischen Gegebenheiten angepaßte Lebensgefühl einer hervorgehobenen Schicht, die weniger ihre Privilegien und ihre Wohlhabenheit als vielmehr einen bestimmten Lebensstil darzustellen verstanden hatte, der das verriet, was man heute bei ähnlich gut situierten Bürgern dieses Landes meist vergebens sucht: Kultur (es sei denn, man konzentrierte sich auf die Verwaltung der ererbten, worin speziell heute eine wichtige Aufgabe zu sehen ist, für deren Wahrnehmung ja vor allem auch in diesem Buch plädiert wird). Diese heute wie Refugien anmutenden Anlagen, die zu pflegen und zu erhalten gewiß eine ebenso wenig leichte Aufgabe ist wie der Schutz anderer hervorstechender Kulturgüter in diesem Land, sind an den verschiedensten Orten zu finden: inner- und außerhalb von Dörfern und Städten, an einsamen Plätzen und an ihnen von allen Seiten her gut einsehbar. Immer bilden sie eine Augenweide für jene, die von der Phantasie derer angetan sind, denen an der individuellen Sonderart jedes einzelnen dieser Edelsitze gelegen war, die ihnen ein unverkennbares Gesicht zu geben wußten, eine Individualität. Weil sich in ihnen so viel vom alten Wesen Tirols und seiner stolzen Eigenart manifestiert, muß auf diese Edelsitze in einem Buch wie diesem mit Nachdruck hingewiesen werden. Um sie konzentriert sich ein weiterer substanzieller und prägender Bestandteil des Landes. Einige Bilder suchen ihn zu belegen.

Zwar lassen einzelne prächtige Bauernhöfe oder Bürgerhäuser schon eine ähnliche Kulturform erkennen, wie sie sich im 16. und 17. Jahrhundert herausgebildet hat, aber das Ineinander heterogener Ausdrucksformen, die von der Spätgotik über die Renaissance bis ins Barock reichen, kennen eben nur diese von einem tragenden Bewußtsein des Kleinadels zeugenden Bauten, deren Äußeres auf ein ebenso reich facettiertes Inneres mit Kassettendecken, Holzgetäfel, Malereien und Zeugnissen der Kunst der Hafnermeister hinweist.

Man erkennt diese Adelssitze heute mitunter nur noch an ihren Resten, an Rund- und Spitzbogen oder Portalen wie in Margreid oder in Lana. Anderswo wurden sie in Gasthöfe oder Hotels umgewandelt wie das stolze Haus in Oberrasen (Abb. 85) oder Schlanderegg in Schlanders, heute ein Café. Die Schlandersburg selbst wurde zum Gerichtsgebäude.

Wie man damit begonnen hatte, Bauernhöfe burgartig auszubauen, zeigen die sogenannten Schildhöfe im Passeier. Einer von ihnen — Saltaus — liegt direkt an der Straße, wie andere von Zinngiebeln gekrönt. Diese Schildhöfe waren der Besitz von Lehensleuten, die im Dienst der Grafen von Tirol standen und zum Kriegsdienst als Reiter verpflichtet waren. Seit dem 13. Jahrhundert waren im Passeier zwölf derartige Höfe erwähnt, die man heute meist an ihren turmartigen, viereckigen Aufbauten inmitten ihres Areals erkennt.

Anderswo konnten sich derartige hervorgehobene Ensembles etwa aus einem Kornkasten entwickeln, worauf der Ansitz Kasten am Ortsrand von Galsaun bei Kastelbell im Vinschgau hindeutet. In reinster Form aber findet man sie immer wieder im Pustertal, etwa in Dienheim bei Bruneck, wo einige von ihnen auf die Jahre 1537 und 1569 zurückgehen, mit Erkern und Fenstergittern versehen und in ihrer Eigenart nur noch vom reichen Überetscher Baustil übertroffen, der sich zwischen Kaltern und Eppan ebenfalls im 16. Jahrhundert entwickelt hatte und sich bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts konsolidierte.

Im Überetsch handelt es sich dann nicht mehr nur um einzelne hervorstechende Häuser, sondern um ganze Baugruppen, geschlossene Komplexe, die einerseits von den die alten Grafengeschlechter ersetzenden Ministerialienfamilien, aber auch von kleinen Beamten und Gutsbesitzern entwickelt worden waren und von denen einige auch noch ins Mittelalter zurückreichen (wovon meist eingebaute Baureste zeugen). Die Mischung zwischen Besitzerstolz und Schaustellung eines gemäßigten Reichtums verbindet sich — die Südtiroler Mentalität in diesem Bereich bis heute prägend — mit einer gewissen Behäbigkeit und einer genießerisch-freundlichen Lebensart.

Gerade im Überetsch läßt sich aber auch erkennen, wie selbstverständlich (und nicht nur an den Doppelbogenfenstern und Loggien ablesbar) man südliche und nördliche Formelemente in ein neues, der Natur dieser Landschaft entsprechendes Ambiente einzugliedern verstand. Rundbogenfenster, Freitreppen und Loggien sowie Bogengänge oder Säulen (toskanischen Vorbildern entsprechend) sind der italienischen Renaissance entlehnt, während die Eckerker, gelegentlich auch Portale und Malereien, nordisch-gotisches Erbe weiterführen.

In St. Pauls bilden derartige Häuser noch fest in sich gefügte Komplexe. Sie wurden anderswo, wie etwa um Meran (Obermais), das einmal von Weinbauernhäusern, Ansitzen und Schlössern bestimmt worden war, längst aufgesprengt und überwuchert. Schon 1960 schrieb Martin Rudolph-Greiffenburg darüber in einer Studie über das Burggräfler Haus, daß sich dort „Architekten aus

halb Europa darum bemüht zu haben“ schienen, „ein Sammelsurium nachgeahmter Stile alter Zeiten und Völker an einem Ort vorzuführen“, nur an das Fortsetzen der alpenländisch-tirolischen Bautradition habe man nicht gedacht.

Dort, im Burggrafenamt, sind es vor allem die Türme, von denen die Anlage vieler Edelsitze bestimmt wird. Ursprünglich ein Wehr- und Fluchtturm, später Wohnturm, wird er in seiner vier-eckigen Form im 16. und 17. Jahrhundert nochmals aufgenommen, nun jedoch verputzt und mit schindelgedecktem Zeltdach versehen (siehe dazu auch Abb. 23). Nochmals zurück ins Über-etsch, wo auch noch von Kaltern die Rede sein muß und wo sich eine Reihe besonders ausgeprägter Beispiele für die reiche Ausformung dieser Edelsitze finden läßt. Neben den geschlossenen Häuserreihen im Ort selbst und ihrem organischen Ineinander von Bürgerhäusern und Ansitzen sind es vor allem die einzelstehenden Baugruppen (zu denen in der weiteren Umgebung auch der Weinhof Kreith, Abb. 8, zählt), die das Auge auf sich ziehen: Kaltenburg und Ehrenhausen zum Beispiel (denn selbstverständlich trägt jeder dieser Sitze auch einen Namen).

Häufig umschließen die einzelnen Trakte mit ihren Galerien einen Mittelhof wie den von Kampan, ein Edelsitz, der wie andere über eine Hauskapelle verfügt. Als „Hauptdenkmal des sogenannten Überetscher Stils“ zitiert Josef Weingartner Mühlburg, von einer Ringmauer umschlossen und wie andere derartige Ansitze von einem namentlich bekannten italienischen Baumeister — Silvestro Del Gallo, der auch an der Ausgestaltung von Kampan beteiligt gewesen sein mag — im Jahr 1580 errichtet.

Ringberg schließlich, durch das Viereck sowohl im Grundriß wie in den steingerahmten Fenstern bestimmt, schließt heute das Südtiroler Weinmuseum ein. An solchen und anderen Orten erfährt man, was Südtirol einmal war.

Aufm Ritten

Jene, die als Kaufleute, Anwälte, Ingenieure oder Fabrikanten ihren Vorteil zu wahren wissen und darin nicht zimperlich sein können, neu zu ordnen, neu zu organisieren und neue Verfahrensweisen anzuwenden, die an die Stelle der alten Qualität vor allem die Quantität ermöglichen: Sie alle, die in diesem Land in jedem Fall besser als anderswo leben, haben ihre grundkonservative (mitunter auch reaktionäre) Haltung (eben deswegen?) nicht abgestreift. Das Bozner Patrizierbewußtsein lebt bei denen fort, die sich auf zwar völlig ungebrochene, dafür aber auch schon längst ausgehöhlte und nur noch als Attrappen verwendete Traditionen berufen. Wenn es bis 1918 aber noch eine Kongruenz zwischen jenem Geschäftssinn, dessen Folge Reichtum war, und der sich aus ihm entwickelnden Kultur gab, so bleibt es heute beim Reichtum, der sich mit der Kultur der Altvorderen ummäntelt.

So kommt es, daß die Nachfahren jener, die den Sommer über seit dem 17. Jahrhundert — zunächst auf Eseln, dann in Karren, schließlich mittels einer Zahnrad- und dann einer Seilbahn, neuerdings in gehobener Mittelklasse auf einer übermäßig breit ausgebauten Straße — auf den Ritten in die Sommerfrische zogen, dort oben noch heute so leben wie damals im Spätbarock und im Biedermeier. Nicht, was den damals bescheidenen Komfort betrifft, wohl aber, was das sogenannte Gesellschaftsleben angeht. Dieser Rittner Sommergesellschaft fehlt es nicht an liebenswerten Seiten. Wer studieren will, wie man früher einmal gelebt hat oder einen Ort zu finden sucht, wo die Welt stehengeblieben ist und vorläufig immer noch stillsteht, der suche sich einen, der ihn in diese (geschlossene) Gesellschaft einführt.

Ihre Mitglieder leben längst nicht mehr alle in Bozen, sondern in Mailand oder Wien. Traditionellerweise finden sich aber jeweils drei Generationen den Sommer über dort zusammen, wo sie dem Traum „von vergangenen Tagen“ nachhängen können, „an denen reges, gastfreundliches Gesellschaftsleben herrschte in den behäbigen Häusern auf den lauschigen Angern, in der Waldgloriette der Familie von Menz und im achteckigen Pavillon des Schießstands, der die sehenswerten Scheiben jener Schützenfeste birgt, welche zu manchem freudigen Ereignis im exklusiven Kreise der Bozner Sommerfrischler gestiftet wurden“ (Hans Kiene in einem Bozner Wanderführer, 1957).

Drei Generationen: die Alten, die als Kinder noch das Nachbiedermeier der Zeit vor 1914 miterlebt

hatten, deren Kinder und Kindeskinde, eine Art jeunesse dorée. Einmal im Jahr bewegen sie sich ganz unter sich im Schatten der Lindenbäume, von denen die Pfarrkirche zu Mariä Himmelfahrt umstanden wird, und laden sich gegenseitig zu Jausen in die damals zu Sommersitzen umgebauten alten Häuser und Bauernanwesen ein. „Himmelfahrt“, wie man der Abkürzung halber sagt, ist den anderen Orten auf dem Ritten durch besondere Exklusivität voraus. Ein Kleinadel erfreut sich dort eines Refugiums, das er anderswo (und schon gar außerhalb Südtirols) längst verloren hat.

Dort trägt man noch (trägt der Besitznachweisende — und es soll sich einer unterstehen, dort oben als Habenichts eine Rolle spielen zu wollen) jenen weißen, von einem roten Kragen abgeschlossenen „Ordensmantel“, der seinerseits ein Relikt jener „Deutschhaus-Herren“ ist, die im Jahr 1211 in Lengmoos ein Marien- und Johannes-Hospital für den Pilgerverkehr gegründet hatten, das 26 Jahre darauf an den Deutschen Ritterorden übergegangen war, der noch heute Teile des Hochplateaus auf dem Ritten in seinem Besitz hält.

Wer diesen Mantel trägt (tragen darf; es soll sich niemand anmaßen, ihn tragen zu wollen, der nicht dazugehört, und schon die in Wolfgruben drüben müssen sich mit einer dunklen Version zufriedengeben), weist sich als legitimer Nachfahre einer Altbozner Familie (der sogenannten „Laubenbarone“) aus, wobei selbstverständlich jede(r) jede(n) kennt. Frauen und Kinder bilden die Dominante, denn die Herren haben ja ihren Geschäften nachzugehen, die nicht mehr so leicht zu führen sind wie damals, als man sie noch irgendwelchen dienstbaren Geistern überlassen und im übrigen der Jagd oder anderen unterhaltssameren Beschäftigungen nachgehen konnte. Sie zeigen sich daher meist an Wochenenden und an Feiertagen.

Wer sie dort oben erlebt, versteht zwar, daß sie sich in dieser Idylle zeitweise wohlfühlen, aber schwerer zu begreifen ist, daß sich diese Leute kaum darum scheren, was im Land und darüber hinaus sonst vorgeht, davon überzeugt, daß der Landeshauptmann, in Südtirol ohnedies der direkte Stellvertreter des lieben Gottes, schon nichts Schlimmes zulassen würde. So ruhen sie sich von ihren Strapazen in einem Refugium aus, das sie nicht geschaffen haben und das sie sich nur noch erhalten. Viele kennen — vor allem, wenn sie sonst außerhalb des Landes beheimatet sind — nichts von Südtirol als diesen (freilich von allen Naturschönheiten, die man sich ausdenken kann, ausgezeichneten) Bergrücken, über den man vielleicht einmal den Weg zum Rittner Horn angetreten hat, wo man „Tirol mit einem Blick“ erfaßt — von der Glocknerspitze bis zur Brenta —, sich darüber hinaus aber über seinen sich verändernden Charakter keine Gedanken macht.

Auch unter der Mentalität solcher sich durchaus als Privilegierte verstehenden und ihrer Umwelt den Rücken zukehrenden Nachfahren tüchtiger Leute, denen einst die acht Bozner Seligkeiten beschert waren, als da sind: Ein Haus unter den Lauben; ein Weingütl; der Kirchenstuhl; die Loge im Stadttheater; das Familiengrab; ausreichend viel Wäsche in Kästen und Truhen; die Verwandt-

schaft mit der Frau von Zallinger und eben das Sommerfrischhaus auf dem Ritten (weniger Privilegierte derselben Gesellschaft mußten schon nach Kollern ausweichen) — auch unter dem Bewußtsein dieser Arglosen leidet, wer den Südtirolern ein anderes Denken darüber wünscht, was sowohl ihr vielberufenes Erbe betrifft als auch die von der Gegenwart diktierten Notwendigkeiten.

Dort oben, über den Niederungen der Welt, kann man leicht blind für die Erfordernisse werden, die sich schon in der unmittelbarsten Umgebung ergeben könnten. Und sei es nur der Schutz dieser Landschaft vor den auch in sie Einzug haltenden Baggern. Die neue, vielfach den alten, im Mittelalter auch von deutschen Königen auf dem Weg nach Rom begangenen Rittner Weg (die „Römerstraße“ im Volksmund) begleitende oder verschüttende Straße ist nicht unbedingt begrüßenswert. Sie bringt auf diese von Matten, Lärchenböden und fein ausgewogenen ökologischen Verhältnissen bestimmte Landschaft all das, was solch breit angelegten Zugängen zu folgen pflegt. Von überall her drohen Gefahren, die diesen am Süd- und Ostabhang, was viele Funde bezeugten, seit Urzeiten besiedelten Berg bedrohen. Von dem, was dort heute (nicht nur in Himmelfahrt) noch ist, wird man bald nur noch in Erzählform berichten können. Sie verschlafen dort oben jene Zeit, die dem Land an den Kragen geht. Obwohl oder weil dem touristischen Zulauf ein Riegel vorgeschoben werden konnte, wo man sich ins Private zurückzieht und es mit unsichtbaren Zäunen umstellt. Mag es anderswo laufen, wie es laufen muß: Aufm Ritten, so denkt die Himmelfahrter Gesellschaft, bleiben wir unter uns. Als eine Art lebendiges Museum allerdings, liebenswert und auch ohne jene trennende Barriere, die weiter im Süden zwischen besitzendem Adel und Landvolk besteht. Maßvoll-bürgerlich gewissermaßen. Ein wenig verkautzt auch. Aber doch Melancholie erzeugend. Es ist im übrigen jene Melancholie, die einen befallen muß, wenn man jenen zusieht, die den Schönheiten dieses Landes Südtirol sozusagen apathisch anheimfallen: die beim Wein, unter alten Nußbäumen oder Edelkastanien sitzend der „verglühenden Pracht“ der Dolomitenberge zusehen und dazu „Wohl ist die Welt so groß und weit . . .“ singen. Sie begnügen sich mit der engen, weil sie so viel Außerordentliches bietet, die „Heimat mein“. In diesem Glück besteht vielleicht das eigentliche Unglück vieler Südtiroler. Sie drohen in ihm zu versanden.

- 73 *Ein verfallendes Haus mit Wegkapelle in Dorf Tirol bildet den wehmütig stimmenden Rest innerhalb eines Bereichs, der bis Schenna von Neubauten aller Art aufgerissen und um seine ursprüngliche Substanz gebracht worden ist. Ein Prozeß, der sich sogar noch fortsetzt. Gerade dort, wo die Rücksicht auf die noch erhaltene alte Baustruktur besonders groß sein müsste, setzte man sich — wie die Preisgabe dieses Hauses erklärt — über alle Erfordernisse hinweg.*
- 74 *Ein Brunnen in Mals im Vinschgau. Das Leitungsrohr entspringt der Brust der Christusfigur in einer an den Wein des Lebens erinnernden Dekoration der Nische. Eine naiv-direkte Anspielung an das Blut Christi, wie sie nur dort möglich sein konnte, wo es zwischen dem religiösen und dem profanen Leben keine Trennung gab.*
- 75 *Bundwerkgiebel mit Verzierungen auf einem der alten Höfe in Mals, die in ihrer Massigkeit das Ortsgebiet prägen und nicht weniger eindrucksvoll erscheinen als die berühmten romanischen Kirchen dieser alten, traditionsreichen Marktgemeinde.*
- 76 *Direkt an der Straße durch Obervintl im Pustertal liegt der verfallende Ansitz Töpsl, ein massiger, aber wohlgegliederter Block. Seine Fassade mit dem schönen, von einem kunstvollen Schmiedeeisengitter verzierten Erker und dem Wappenfresko aus dem Jahr 1764 wären wohl der Erhaltung wert, um die sich jedoch seit vielen Jahren niemand zu kümmern scheint.*
- 77 *Das Schloß Ehrenburg im gleichnamigen Ort und in einer Gegend, die Beda Weber als die „wildschönste“ des gesamten Pustertals bezeichnet hatte, besteht sozusagen aus zwei Teilen: dem alten, schlichten mittelalterlichen und dem neuen, durch einen Barockbau charakterisierten. Durch den hier gezeigten Rest der alten Burg tritt man in einen von italienischen Baumeistern errichteten Arkadenhof ein.*
- 78 *Blick durch eine Unterführung im Weiler Sonnenburg (nach der ihn krönenden gleichnamigen Klosterburg) auf die einem Felssporn entspringende Kirche mit angebautem Johannisspital. Diese Kirche birgt das überlebensgroße romanische Sonnenburger Kreuzifix, eines der bedeutendsten im Pustertal noch an Ort und Stelle anzutreffenden Kunstwerke.*

- 79 *Einer der für das Überetsch charakteristischen Ansitze in Eppan-St. Michael mit Firker und Doppelbogenfenster. Dieser Baustil hat sich im 16. Jahrhundert herausgebildet und sich bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts entfaltet. Bauelemente der Gotik verbinden sich mit jenen der Renaissance und des Barock zu einem meist durch Säulenhöfe, Loggien und Freitreppen bestimmten reichen, aber nie auftrumpfenden Landhausstil. Auf Eppaner Gemeindegebiet zählt man heute noch etwa dreißig derartiger Ansitze, deren ursprüngliche Besitzer einst „gemütlich und in sorgenfreier Unabhängigkeit“ gelebt hatten, „durch männliche Tugenden, Fleiß und kluge Wirtschaft gesichert“.*
- 80 *Ein Teil des Ansitzes Zimmerlehen (siehe Abb. 5) wird durch einen befestigten Wohnturm bestimmt.*
- 81 *Der Edelsitz Hebenstreit (eigentlich Glurnhör) im Bereich der Sonnenburg war ursprünglich im Besitz des Sonnenburger Hofrichters. Er bildet einen der attraktivsten Teile dieses historischen, zunächst schon vorgeschichtlich besiedelten Bereichs in unmittelbarer Nähe der befestigten römischen Zivilsiedlung Sebatum (St. Lorenzen). Westlich des Sonnenburger Hügels wurde der römische „Sonnenburger Meilenstein“ (im Innsbrucker Ferdinandeum) gefunden. Sebatum weist auf den norischen Stamm der Saevates zurück. Die heutige Ortsbezeichnung ist höchstwahrscheinlich auf den römischen Soldatenheiligen Laurentius zurückzuführen.*
- 82 *Fassade eines Hauses in Marein bei Kastelbell im Vinschgau. Der Name des Orts hängt mit Muraufschüttungen (er liegt am Fuß des Murkegels von Tarsch-Latsch) zusammen.*
- 83 *Der Maierhof („Moar“) in Lajen ist vor seinem Verfall durch den Zugriff zweier Künstler gerettet worden, die ihn nach und nach adaptierten. Er war ursprünglich vermutlich ein Herrnsitz, vielleicht jener der Herren von Lajen. Die einfach gehaltenen Betonungen von Tor und Fenstern suchten ihr Vorbild in der Fassade des herrschaftlichen bürgerlichen Edelsitzes.*
- 84 *St. Peter in Ahrn bildet mit 1366 Metern Höhe den Kirchhügel über jener Klamm, durch die einmal der alte Tal- und Erzweg geführt hatte. Im gesamten südlichen Alpenbereich findet man die St. Peter geweihten Kirchen an besonders ausgesetzten Orten und Felsvorsprüngen. Der Weg führt von hier aus weiter gegen Preitau und über den Krimmler Tauern. Ettore Tolomei erstieg in dieser Gegend im Jahr 1904 den Glockenkarkopf und nannte ihn als seiner Meinung nach nord-östlichsten Punkt des Kammes „Vetta d'Italia“. Klaus Stiller hat darüber in seinen „italienischen Novellen“ unter dem Titel „Tirolo, bel suono latino“ eine die ganze Farcehaftigkeit des Tolomeischen Vorgehens köstlich herausarbeitende Geschichte geschrieben.*





74, 75 MALS











78 SONNENBURG

79 EPPAN



80 VÖLS

81 BEI ST. LORENZEN







82 MAREIN
83 LAJEN



Zwischen Bozen und Glurns

In Bozen, wo sich die von Norden Kommenden bereits im mediterranen Süden und die von Süden Kommenden im („gotischen“) Norden wähen — dort kann man sich vom mittelalterlichen Bild einer nach beiden Seiten offenen Handelsstadt nur noch von den engen Gassen des Kerns her einen Begriff machen. Salzburg wirkt aus guten Gründen italienischer als die Talferstadt, und ihr einstiges deutsches Gepräge läßt sich etwa in einer Stadt wie Pordenone besser vorstellen. Da es den Boznern immer schon recht gut gegangen ist, haben sie ihre Häuser stets auch über der alten Substanz, den alten Gewölben, erneuern, modernisieren können — bis ihnen die Italiener an den Rändern der Altstadt eine wirklich außerordentlich abschreckende Form des Eintritts in das Industriezeitalter bescherten.

Das gibt es auch um Pordenone, aber weniger gravierend. Und dort, in dieser österreichischen Enklave mitten im Patriarchenstaat Aquilejas und später der Republik Venedig, hat sich um die Hauptstraße im Zentrum das alte, einst auch Bozen bestimmende Bild weitaus besser erhalten. Dafür hatten die Herzöge von Kärnten und Grafen von Steiermark bis 1192, danach die Babenberger bis 1282 und schließlich die Habsburger bis 1508 gesorgt. Damals erst fiel Pordenone nach den Kämpfen Maximilians gegen die Seerepublik an Venedig (während sich Tirols Grenzen gegen Süden als Folge dieses Krieges ausgeweitet hatten). Die sich durch Laubengänge öffnenden Häuser und Paläste sind dort noch von der Gotik, der Renaissance und dem Barock bestimmt, und zahlreiche dieser Häuser tragen Fresken wie eine Casa Peratoner, deren Name darauf hinweist, daß auch Südtiroler dort einst keine Fremden waren. Heute weiß vermutlich kaum noch einer etwas von solch alten Beziehungen auch in diese Richtung.

Das alte Tiroler Stadtbild, vergleichbar dem von Schwaz und Rattenberg oder auch Innsbruck (was dessen Altstadt betrifft), und seine Charakteristika haben sich ohnedies an anderen Orten besser erhalten können als gerade in Bozen. Und im Gegensatz zu Dörfern und Weilern oder gar freistehenden Objekten läßt man ihnen größte Aufmerksamkeit zuteil werden. Der Urtyp einer Tiroler Kleinstadt konnte so etwa in Glurns, wo sich jahrhundertlang nichts verändert hat (außer daß aus dem Städtchen innerhalb seiner engen Umgrenzungen ein Kuhdorf geworden und die Läden unter den Lauben dementsprechend in Ställe umgewandelt worden waren), nicht nur bewahrt, sondern neuerdings durch Sanierungsarbeiten wieder herausgearbeitet werden.

Das Städtchen war als Verkehrssiedlung am Beginn zweier wichtiger Talanstiege: nach Norden zum Reschen, nach Westen zum Ofenpaß und Wormser Joch, entstanden. Ins Abseits geriet es nach dem Bau der neuen Staatsstraße und der Stilfserjochstraße, was seine Lage isolierte und direkt zur Erhaltung seines mittelalterlichen Charakters mit noch völlig intakter Wehrmauer führte. Bis 1971 bestand ein beschränkter Denkmalschutz, der sich nach Genehmigung eines Sanierungsplans über den gesamten Ort ausbreitete. Dennoch entstand nun für das rund achthundert Einwohner zählende Städtchen kein museales Ghetto. Zwar verbietet das Gesetz Neubauten innerhalb der Mauer, aber dafür ist das historisch Gewachsene aus Schutt und Moder und Verfall wieder herausgearbeitet, regeneriert und nicht nur renoviert worden. Die Menschen werden dort weiterleben wie bisher, aber unter besseren Bedingungen, und gewiß wäscht sich der Besucher des Gasthofs „Grüner Baum“ nun nicht mehr vor einer Schüssel wie noch vor rund zehn Jahren, sondern hat vor sich ein Waschbecken stehen.

Und vielleicht wird es möglich, daß nicht nur in der nahen Schweiz oder in umliegenden Industriebetrieben Arbeit findet, wer aus dem wirtschaftlich und sozial natürlich nicht sonderlich gefestigten Glurns stammt. Nicht nur öffentliche Gelder sind für die Sanierungsarbeiten aufgebracht worden, sondern es wurden — und das ist ebenso bemerkenswert wie beispielhaft — auch erhebliche private Opfer gebracht.

Und was hätte man in Südtirol, wo immer und für welche Zwecke (den Wohnbau betreffend) immer man in den letzten Jahrzehnten gebaut hat, aus den alten Stadtorganismen, ihrer Vielfalt und ihren Funktionen alles lernen können. Anderswo hatte man diese Einheiten, wie man sie in Brixen und Bruneck, in Sterzing und Klausen noch erleben kann, in Jahrhunderten aufgebrochen, und anderswo hatte sie der Krieg zerstört. In Südtirol aber erklären sie jedermann, wie glücklich sich da wieder einmal zusammengefunden und ergänzt hat, was man einerseits in Franken, andererseits im Friaul oder im Trientinischen findet. Und wie sich das, was Politiker gern die „geschichtliche Realität Tirols“ nennen, in solchen Städten weitaus kennzeichnender manifestiert als in der Sprache von heute, in den politischen Parolen von heute, in den durch „wirtschaftliche Notwendigkeiten“ entstandenen neuen Strukturen, aus denen die Grundlagen für das Wiederfinden der eigenen Identität gewiß nicht gewonnen werden können.

Wie die alten Höfe, die alten Landschaftsgliederungen und der Charakter, der sie einmal bestimmt und geformt hat, so vermitteln auch diese urbanen Organismen, was Tirol einmal war und wovon es vor allem südlich des Brenner geprägt werden konnte. Der Streit um Autonomiestatute und Durchführungsbestimmungen bildet solange ein Scheingefecht, als die eigentlichen Haltepunkte, an denen sich jede Art von Selbstbestimmung aufhängen ließe, übersehen werden. Sie sind nicht so sehr von äußeren politischen Artikulationen her zu gewinnen als von innen heraus. Südtirol

muß sich von dort her verstehen lernen und von dort heraus seine Stärke suchen und wiedergewinnen. Von jenen Punkten her, die täglich bewußt oder unbewußt verletzt werden – vielleicht, weil man sie als die wesentlichen gar nicht mehr zu erkennen versteht.

„Der Tod des Verletzlichen“, so sagte Carl Amery, „signalisiert den Tod der Menschheit selbst. Das Heil des Verwundbarsten ist das Heil der Menschheit selbst. Es ist auf der zarten Vielfalt der Lebensketten erbaut, die zu schonen und zu respektieren unsere zentrale politische Pflicht für jede vorstellbare Zukunft ist und bleiben wird.“

85 *Wer in das Antholzertal einfährt, begegnet an der Straße, die den Dorfkern von Oberrasen umgibt, einem der prächtigsten Edelsitze des Pustertals. Er wurde 1580 von einem Herrn „Heufler zu Rasen“ erbaut und wurde zuletzt von einer italienischen Versicherungsgesellschaft zu einem Schloßhotel unter der Aufsicht des staatlichen Denkmalamts umgebaut. Antholz leitet sich vermutlich von „Entholz“ (jenseits des Waldes) ab; man nimmt an, daß es durch die Brixner Bischöfe angesiedelte deutsche Bauern waren, die das Land kolonisiert haben. Im Hintergrund der das Tal beherrschende Wildgall über dem Antholzer Wildsee und dem Stallersattel, der ins Osttiroler Defreggental führt.*

86 *Blick gegen die 1720 erbaute Gleif-Kapelle unterhalb*

der Porphyrgruppe der Gleif bei Eppan-St. Michael. Die kleine, der schmerzhaften Mutter Gottes geweihte Kirche ist der Wallfahrtsort der Eppaner, die diesen Punkt über einen Kreuzweg erreichen. Darunter einer der dieses Gebiet kennzeichnenden Überetscher Bauten mit Erkern und Doppelbogenfenstern.

87 *In Brixen läßt sich das Fluidum einer alten Stadt in ihrem Kern geradezu greifen. Die gassen- und winkelreiche alte Bischofsstadt in einem schützenden Talkessel findet einen ihrer Pole in den Großen Lauben. Über den Häusern blicken von überall her die den Stadtbereich mitbestimmenden Bergkuppen der nächsten Umgebung herein. Kaum eine andere Stadt dieses Charakters hat ihren Kern so gut bewahren können.*

- 88 *Klausen hat eine alte Durchzugsstraße und bildet mit ihr das Urbild einer mittelalterlichen Tiroler Kleinstadt. Die Stadtgasse der früh befestigten Klause, mit der darüber liegenden Burg Branzoll verbunden (siehe auch Abb. 11), entstand bereits 1202. Seit 1308 wird der Ort als Klause genannt.*
- 89 *Womöglich noch geschlossener und vor allem seiner Lage wegen auch ruhiger und weltentfernter ist das Städtchen Glurns im Vinschgau, das man in den letzten Jahren einer Sanierung unterzogen hat (siehe Text auf Seite 133). Die niedrigen Bogen der Laubengänge aus dem frühen 16. Jahrhundert lassen erkennen, wie Überschwemmungen und Vermurungen den Boden im Lauf von Jahrhunderten ansteigen ließen (ein Phänomen, das man auch in anderen Orten des Vinschgaus, wie etwa in Schlanders, erfahren kann). Das Städtchen am Fuße eines Murkegels wird von einer 400 Meter langen und 150 Meter breiten intakten Mauer mit Gräben und Tortürmen umgeben; es handelt sich dabei um die einzige vollständig erhaltene Stadtbefestigung Tirols.*
- 90 *Blick durch die Laubengänge in Glurns.*
- 91 *Eine Seitengasse in Bruneck, die sogenannte Hintergasse. Die von einer Burg beherrschte Stadt in einem großen Talbecken zählt mit dem ihr eigenen Ambiente und der Geschlossenheit ihres Kerns zu den malerischsten Tirols.*
- 92 *Arkadenvorbau an der Pfarrkirche zur hl. Katharina in Schluderns im Vinschgau.*
- 93 *Auf relativ engem Raum konnte sich in der Handels- und Kaufmannsstadt Bozen eine Vielzahl von im Prinzip gleichartigen, im einzelnen aber eine große Individualität entfaltenden Bürgerhäusern sowohl in den sogenannten „Lauben“ als auch in den schmalen Parallelgassen entwickeln. Der untere Teil des Mauerwerks dieser Häuser geht meist in das 12. und 13. Jahrhundert zurück.*
- Sonst jedoch hat sich vom mittelalterlichen Bild Bozens wenig erhalten. Eine Ausnahme bildet neben den Straßenanlagen ein Winkel wie dieser. Da in Bozen im späten 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts viel gebaut worden war, wirkt die Stadt eher vom Baustil dieser Epoche geprägt – im Gegensatz zu anderen alten Städtchen, wie Brixen, Bruneck und Sterzing.*
- 94 *„Es ist gut“, schreibt J. Rampold über Sterzing in seinem Führer durch das Eisacktal noch 1977, „hier vor einem der alten Gasthäuser zu sitzen, zu schauen und nur den Stimmen dieser schönen Stadt zu lauschen.“ Was der diesem Rat Folgende nämlich vernimmt, sind die Stimmen aus Bielefeld, Biberach, Altötting oder aus anderen deutschen Gauen. Es sei denn, der Besucher wolle ein Bild wie dieses (im August) vermeiden. Dann muß er im November kommen. Sterzing, am Fuß des Brenner gelegen, war seit jeher ein wichtiger Umschlagplatz für alle möglichen Waren, und ehe der Tourist wieder nordwärts fährt, gibt er dort noch seine letzten Lire aus. Sich die alte, von der platzartigen Hauptstraße durchquerte Stadt anzusehen, ihre Geschichte, ihre Stimmung auf sich einwirken zu lassen, wird also während der Reisezeiten kaum möglich sein.*
- 95 *Blick durch die Mustergasse in Bozen gegen eine der manche Altstadt Häuser noch zierenden Erkervorbauten, wie man sie sonst noch an den Edelstitzen im Überetschgebiet findet.*
- 96 *Weinberghaus mit bemalter Fassade in den zum Schlanderser Sonnenberg hochziehenden Hängen bei Vezzan. Obstbaumkulturen ersetzen dort vielfach den zuvor auf den Terrassen ausschließlich betriebenen Weinbau. In Vezzan, wo der Weinbau mindestens seit dem 12. Jahrhundert bekannt war, sind nur noch wenige Weinbauern am Werk. Dabei hat sich gerade der hier gewonnene Wein einst bei Kennern besonderer Vorliebe erfreut.*









88 KLAUSEN













94 STERZING





Folgerungen

Das Freiheitsrecht des Menschen, sich individuell zu entfalten, gebührt ihm nur, wenn und soweit er anerkennt, daß es das Recht der übrigen lebenden Natur gibt, sich desgleichen zu entfalten, in all den Arten der Tier- und Pflanzenwelt. Claude Lévi-Strauss

Innerhalb von fünfzig Jahren hat sich die Welt, die äußere und unsere innere, stärker verändert als zuvor in dreitausend Jahren. Denn was Menschen entwickelt und geschaffen haben, was sie an Häusern, Unterkünften, Kirchen, Gärten, Wegen und Straßen errichten, an bebautem Land kultivieren konnten, war ja von Werkzeugen bestimmt, die sie sich selbst herstellten. Erst seit gesprengt, gebaggert wird, Krane dinosaurierartig ihre Hälse um Betonmauern schwenken, hat eine andere Kategorie von Veränderung eingesetzt. Sie wird nicht mehr vom Menschen und seinen Werkzeugen, sondern von Maschinen bestimmt, die er zur Erleichterung seiner Arbeit ersonnen hat, die also etwas durchaus Nützliches sein könnten, wären sie ihm nicht längst über den Kopf gewachsen.

Wo so viele Einzelheiten aufeinander bezogen waren und sind, wo so viele einen Raum formende Teile miteinander korrespondieren wie in der alten Südtiroler Kulturlandschaft, wird dieser Einbruch, der als solcher bestehen bleibt, doppelt stark spürbar. Wenn sich seine Umwelt verändert, bleibt auch das Verhältnis des Menschen zu ihr nicht mehr dasselbe; er lernt, sich mit dem Neuen zu arrangieren und verändert dabei jene Mentalität, durch die er sich von anderen unterschieden hatte. Die Nivellierung eines einst reich facettierten Stücks Natur hat die Nivellierung dessen zur Folge, der einst mit ihr lebte und der jetzt gelernt hat, neben oder gegen sie zu existieren. So bestimmen nicht so sehr Herkommen und Tradition oder Volk den Menschen, wie man – vor allem in Südtirol – immer glaubt, sondern eine neuerworbene, geprüfte geistige Haltung einerseits (positiv) oder ein unreflektiertes Nutzdenken, das mit allerlei Leerformeln drapiert wird, um es erträglicher erscheinen zu lassen (negativ). Der Ausweg: Die Flucht in die Berge, in Mythen, in eine mehr oder weniger sinnvolle „Freizeitbeschäftigung“, die niemanden wirklich erfüllt.

Da man all dies in Südtirol instinktiv begreift und unbewußt noch erfaßt, muß es zu Konflikten zwischen der alten und der neuen Lebensweise kommen – Konflikten, die jedoch nicht ausgeglichen und durch politische Scharmützel dem „Erbfeind“ gegenüber verdeckt werden, was zu neuerlichen Schizophrenien führt. So ist der denkende, aufgeweckte, interessierte und empfindsame Bewohner dieses Landes ein Gestörter, der unter dem offensichtlichen Ungestörtsein der anderen, für die alles in Ordnung scheint, nochmals und zusätzlich leidet. Er wird zu einer Art

„Dissident“ und erfährt die Schmähungen eines solchen. Das ist keine Basis für die Entwicklung eines tragfähigen neuen Bewußtseins, für das Finden einer neuen Identität.

Etwa der Art, wie sie gefunden werden könnte, wenn man auch auf die Anlehnung an einen mittlerweile herzlich umarmten ehemaligen und öfters bekämpften Feind verzichten könnte („ . . . da dachten sie zuletzt, es sei doch besser bayrisch sein, als sie im Anfang gemeint hatten, und unterwarfen sich wieder. Unversucht schmeckt nicht. Nur einige Tollköpfe wollten lieber zuerst ein wenig erschossen oder gehenkt sein: zum Beispiel der Andreas Hofer.“ So seinerzeit Johann Peter Hebel).

Er hängt sich so gern das Mäntelchen des Gebers um, dieser Freund, obwohl Österreichs Südtirolhilfe, um auch davon noch zu sprechen, nach wie vor die dominierende ist, so daß man auf die Achse Bozen—München nicht so übertrieben viel Wert legen müßte.

Südtirol — das sollten seine Neuplaner bedenken — ist kein Land für Automobile, die aus den Tälern hochsteigen wollen. Für jene, die das unbedingt müssen, sollte man anstelle der alten Straßen und Wege keine Pisten bauen.

Südtirol — das hätten die Siedlungsgenossenschaften längst erkennen müssen — ist kein Land für ortsfremde und von der Bauindustrie vorgefertigte Formen. Zu reichhaltig ist das Anschauungsmaterial für differenzierte, praktische, ästhetisch zufriedenstellende Arten des Bauens.

Südtirol — das sollen sich die Touristikexperten hinter die Ohren schreiben — ist ein Land, das immer gastfreundlich war, das es nie notwendig hatte, sich Fremden gegenüber, die sich nicht als Gäste, sondern als eine Art Eroberer empfinden wollen, anzubiedern. Und es auch weiterhin nicht sollten.

Südtirol — das sollten seine Politiker und Volkstumsbewahrer endlich erkennen — ist ein Land, in dem man vermeintlich freundschaftlicher Hilfe ebensowenig aufsitzen muß wie dem Aberglauben von der notwendigen „Arterhaltung“ unseligen Angedenkens, die zum Schluß nur zum inneren Auflösungsprozeß führt.

Südtirol kann — das muß sich jeder Bewohner des Landes wieder einprägen — aus sich selbst heraus bestehen, wenn es nicht von innen heraus Verrat an seinen wahren Traditionen üben will, die einen größeren Raum als den von Volkstumspolitikern heute abgesteckten umfassen.

Der Landschaft feindlich

Abschließend ein Abschnitt aus dem Buch „Die verlorene Einheit“ des Autors der vorliegenden Publikation, über das die „Süddeutsche Zeitung“ schrieb, es handle sich um „... eine ebenso passionierte wie präzise — mit geschärfter Aufmerksamkeit für den überall drohenden Verfall und mit sicherem Sachverstand — zusammengetragene Bestandsaufnahme“.

„Für den Zeitraum von etwa fünfzehn Jahren, die wir alle sehend erlebt haben (1950 bis 1976), errechnete man in den Ländern der Europäischen Gemeinschaft eine Abwanderung von etwa zwölf Millionen Menschen aus der Landwirtschaft (andererseits stellt man für 1970 fest, daß mehr als die Hälfte der gesamten österreichischen Kulturfläche von Bergbauern bewirtschaftet wird, die mit besonderen Problemen zu kämpfen haben). Das ist der eine Aspekt. Der andere äußert sich darin, daß etwa allein in Südtirol, wie Othmar Barth („Landschaft und Gesetzgebung“ in „Die Ware Landschaft“, Salzburg 1977) ausführt, jährlich 250 Hektar Bauland ‚neu angerissen‘ würden, was eine Verstädterung der Talsohlen und eine Zersiedlung der ländlichen Gebiete mit sich gebracht hat. Mit sinkenden Agrarpreisen hat sich zugleich die Konkurrenz unter bäuerlichen Betrieben und der Zwang zur Rationalisierung verschärft. J. Krammer und G. Scheer stellen dazu (a. a. O.) das Versagen der Genossenschaften fest, die aus dem Prinzip der Selbstverantwortung und der Selbstorganisation zu städtisch-kapitalistischen Großunternehmungen ausgewachsen seien, ‚die bis ins Augenfällige den (kleinen) Bauern fremd und dem Land bzw. der Landschaft feindlich geworden sind‘. Andererseits nütze der industrialisierte Fremdenverkehr ‚dem Lande wenig, dem kleinen Bauern kaum und der Landschaft gar nicht‘. Was nützen da alle Warnungen und Feststellungen, die von den verschiedensten Seiten und notabene auch von sehr modernen, sich in der Industriewelt bewegenden Architekten wie Frei Otto ausgehen? Er sagte: ‚Wir vergessen, daß das altüberkommene Bauen — ungeachtet aller strukturellen, stilistischen und technischen Unterschiede — viel lebendiger war als unser heutiges.‘“ Grundsätzlich handelt es sich um nichts anderes als um das bewußte Aufmerksamwerden auf den Charakter von Materialien und die aus ihnen gewonnenen Formen, deren Qualitäten auch den Menschen selbst mitbestimmen. Er prägt ihnen seine Ordnung auf oder läßt ihr Aufbrechen zu — womit er sich selbst die Lebensbasis zu entziehen droht, falls er für sie keinen tauglichen Ersatz findet.

Kristian Sottriffer, Wien, schuf sämtliche Aufnahmen zu diesem Buch während der Jahre 1974 bis 1978. Von Dr. Hans Wielander, Schlanders, stammen die Aufnahmen zu den Abbildungen 7, 10, 21, 31, 33, 37, 50, 57, 62, 64 und 68.

Der Vorsatz zeigt einen Ausschnitt der Karte „Tyrolis Comitatus“ aus dem Atlas Blaeu, Amsterdam 1662

Der Autor wurde 1932 in Bozen geboren, erlebte seine Kindheit im Pustertal und hielt sich seit 1950 immer wieder in Südtirol auf. Seit 1957 lebt er in Wien als Kunstkritiker, Verlagslektor und Autor zahlreicher Bücher zur Kunst der Gegenwart. Er schrieb außerdem Landschaftsmonographien über Istrien, Slowenien und das Friaul, die direkt zu seiner Auseinandersetzung mit der geistig-kulturellen Situation in Südtirol beitragen. 1978 veröffentlichte die Edition Tusch seinen mit dem vorliegenden Buch in einem engen Zusammenhang stehenden Bildband „Die verlorene Einheit — Haus und Landschaft zwischen Alpen und Adria“.

Von diesem Buch erschien eine Sonderausgabe für die Südtiroler Kulturzeitschrift „Arunda“

